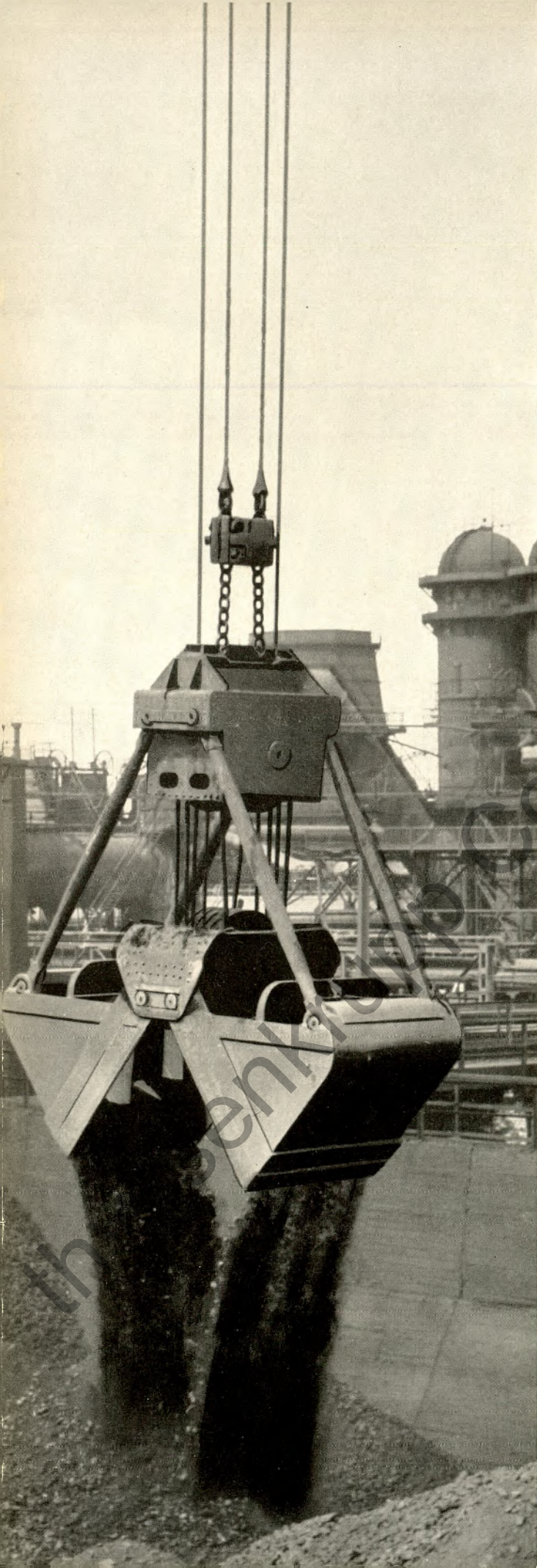




Westfalenhütte



WERKZEITSCHRIFT

DER WESTFALENHÜTTE AG DORTMUND

8. JAHRGANG

NR. 6 · JUNI 1956

Titelbild:

Mädchen von FS 98 auf unserer
Rollschuhbahn

Nebestehend:

An unseren Bunkeranlagen

Aus dem Inhalt:

„Glückliche Reise!“

Revolution der Roboter

Die Lage bei Eisen und Stahl

Der Betriebsrat gab Bericht

Was wollen die Vertrauensleute?

Unsere Ehrentafel

Wir kommentieren

Technik und Produktion

Blick in die Presse

Das interessiert die Frau

Unser Briefkasten

Frauen im Beruf

Gleichberechtigung einmal ganz anders

Stellt die Weichen richtig

Von Menschen sicher geleitet

Human relations: Zuerst die Jugend

Unsere Steckenpferde

Lebenslauf eines Deutschen

Der Krach

Gaststätten im alten Dortmund

Berlin

Der Hüttenkieker

Herausgeber: Westfalenhütte AG, Dortmund;
verantwortlich:

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 1

Redaktion: Johannes Hoischen,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119.

Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119.

Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949.

Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Auflage: 17 500.

Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.



»Wie steht's, ihr deutschen Herrn?

Was bringt ihr mir?»

»Uns selbst, mit allem jetzt,

Was wir besitzen!«

»Glückliche Reise!«

Heinrich von Kleist

Freunde, ganz unter uns: Wenn wir könnten, wie wir wollten, reisten wir dann in diesem Sommer nicht alle ins Ausland? Nach Italien, Spanien, Jugoslawien? Mindestens aber nach Holland? Das Auslandsreisefieber schüttelt uns mit tausend Schauern.

Warum eigentlich, Freunde?

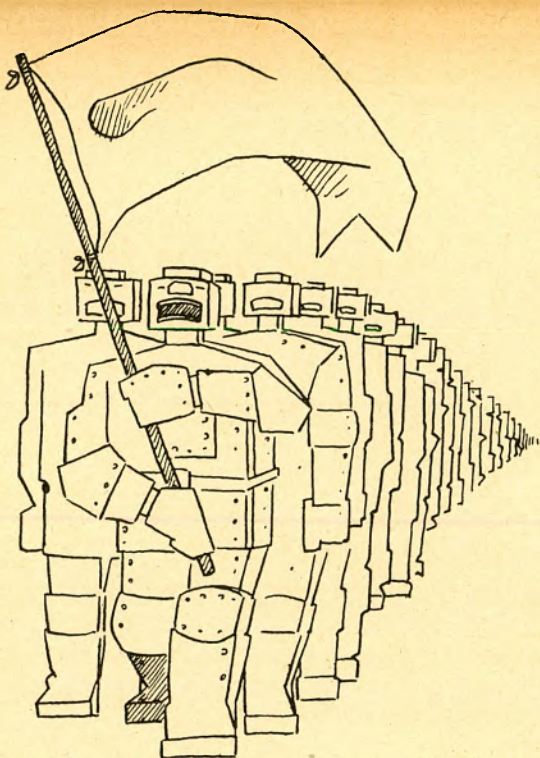
Steinigt mich, aber verschont mich mit der frommen Lüge vom »Fernweh« der Deutschen! 95 von 100 wollen nur mitreden können, wenn Schulze beim Kegeln sein Nullachtfuffzehn-Foto von der Taubenfütterung am Markusplatz herumreicht. »Watt sachste? Die Tulpenfelder in Holland wär'n schön? Mußte mal in Mirabellengarten von Salzburg spazieren-gehn!«

Ja, so ist das, Freunde! So kommt es zu der organisierten Massen-Invasion von Deutschen in allen Fremdenverkehrsländern. Ein Riesenrummel, der der Fremdenindustrie enorm viel, dem einzelnen kaum etwas einbringt. Und so nebenbei unseren guten deutschen Namen mal wieder in Verruf bringt!

Ja, ihr habt richtig verstanden: Verruf!

Nicht, daß du und ich nicht auch in fremden Landen uns zu benehmen wüßten! Das verstehen wir solange ganz ausgezeichnet, als du und ich als Einzelgäste unsere Füße unter den fremden Gasttisch setzen. Aber wo wir wie Heuschrecken in ein fremdes Land einfallen, sind wir unverträglich und — unerträglich. Ebenso unerträglich wie die Engländer, Amerikaner, Franzosen, Holländer und wie sie heißen mögen, wenn sie in Massen bei uns aufkreuzen. In der Masse fühlen sie sich alle stark wie »Eroberer«. Und die »Hinterwäldler« sollen sich nur ja nicht einbilden, daß sie uns Wirtschaftswunderkindern¹ (oder uns stolzen Söhnen Albions oder uns Erbpächtern der culture européenne oder uns clever-boys aus god's own country) imponieren könnten! Das Resultat ist jene eisige Höflichkeit, die ausdrückt: »Dein Geld paßt mir gerade noch. Du nicht!«

Freunde, ganz unter uns: Sollten wir darüber wenigstens nicht einmal nachdenken?



revolution der roboter

In den letzten Wochen steht „die zweite industrielle Revolution“, die „Automation“, die „Revolution der Roboter“, in gesteigertem Maße im Mittelpunkt ernster Diskussionen. Der Streik in England gegen eine Massenentlassung von Arbeitnehmern auf Grund der Automation eines Betriebes hat die Erinnerung an die „Maschinenstürmer“ zu Beginn der industriellen Epoche Anfang des vorigen Jahrhunderts wachgerufen — aber auch an die starken und bis in die damaligen Gewerkschaften hineingehenden Auseinandersetzungen um Technisierung und Mechanisierung und Fließbandsystem in den zwanziger Jahren. Sie und ihre Auswirkungen sind uns Älteren noch nachhaltig in Erinnerung.

Bedrohen wieder einmal Maschinen die Arbeitsplätze?

Das ist die Frage, die jeder Arbeitnehmer sich vorlegt. Das ist sein Problem Nr. 1. Für die Werke und für die Wirtschaft ist es die Frage des Marktes, der Planung, der Investition. Aber auch dazu soll nachfolgend gesprochen werden — wobei es selbstverständlich ist, daß es noch keine sichere Diagnose und noch keine klare Wegbestimmung gibt und geben kann. Immerhin hielten wir es für zwingend notwendig, das Problem der zweiten industriellen Revolution, die schon begonnen hat, auch in unserer „Westfalenhütte“ anzuschneiden.

Die Aufgabe zur Neugestaltung ist uns gestellt. So klar es sein muß, daß nicht wieder ein Teil der Menschen benachteiligt werden darf, können so wenig maschinenstürmende Heckenschützen die Probleme lösen. Durch die Arbeitszeitverkürzung und Herabsetzung der Altersgrenze werden aus dem Sozialprodukt in größerem Umfange Menschen leben müssen als heute, die nicht mehr erwerbstätig sind. Die „Revolution der Roboter“ wird daher gebieterisch nach einer wirtschaftlichen und sozialen Planung verlangen.

Eine Vision taucht vor uns auf

Irgendwo steht eine Fabrik. Kilometerweit wandern wir durch die riesigen Hallen, in denen die Maschinen brummen und singen, Transportbänder laufen, Kräne rollen, Werkstücke ihre endgültige Form annehmen. Aber es stehen keine Arbeiter an den Walzen und Drehbänken. In einem modernen, über Klimaanlage belüfteten zentralen Schalt-raum sitzen einige Kontrollingenieure und überwachen die Roboter, die dem Menschen die Arbeit aus den Händen genommen haben.

Dies Bild ist keine ferne Zukunft mehr. Schon gibt es die menschenleeren Produktionsstätten. Ein neues Zeitalter zieht herauf, das Zeitalter der „Automation“, und mit ihm beginnt die „zweite industrielle Revolution“. Sie wird uns alle treffen, vor allem aber den schaffenden Menschen in den Fabriken und in den Büros. Fragen und Probleme tauchen auf, wie sie nur noch zu vergleichen sind mit jenen zu Beginn der industriellen Massenproduktion, Fragen und Probleme, die tief an die Struktur unserer Wirtschaft, an unsere Sicherheit rühren. Noch ist der große Streik der 11 000 Automobilarbeiter von Coventry gegen die Ablösung ihrer Kollegen durch Roboter — aus Deutschland geliefert — nicht vergessen, und schon bereiten die deutschen Sozialdemokraten ihren diesjährigen Parteitag unter dem Motto vor: „Die zweite industrielle Revolution“. Wer sich dem Menschen verantwortlich fühlt und den Fortschritt bejaht, der muß auch eine Antwort auf die Fragen suchen, die der Fortschritt stellt.

Automation ist kein deutsches Wort

Dieser Begriff stammt auch nicht aus Europa, sondern aus den Vereinigten Staaten. Vor über zehn Jahren hat diesen Begriff der Amerikaner Del Harder geprägt, Produktionsleiter von Ford. In dem Werk, das die moderne Massenproduktion am Fließband geboren hat, ist auch der Begriff für dieses Neue, Unübersehbare geprägt worden. Automation — das ist mehr als nur die Aufstellung von Automaten für bestimmte Vorgänge. Automation — das ist für uns noch ein Zukunftswort, und doch ist sie schon mitten unter uns, nur ist sie nicht dramatisch, erschreckend gekommen wie die Atomkraft; doch sind sie beide Kinder eines neuen Zeitalters.

Im Selbstwählfernamt begegnet uns heute schon die Automation, bei der Zugsteuerung auf großen Bahnhöfen, in der menschenleeren Ölraffinerie und im Atomwerk. Aber das ist erst ein Anfang...

In einer Fabrik steht ein hochspezialisiertes Bohrwerk. Eine Fülle von Arbeitsgängen vollbringt es selbständig — es ist ein Automat. Aber noch muß der Mensch das Heranbringen von Werkstücken besorgen, er muß das Werkstück in die Maschine einsetzen, die Maschine in Gang bringen, ihre Arbeit überwachen, bei Fehlern einspringen, er muß die Maschine wieder abstellen und das Werkstück zum nächsten Arbeitsplatz hinleiten.

Im idealen vollautomatisierten Betrieb

hingegen werden dem Menschen diese Tätigkeiten von einer Steuerzentrale abgenommen. Sie ist das große, erregende Geheimnis der Automation. Auf Lochkarten — wie in den Hollerithmaschinen großer Büros — oder auf Lochstreifen — wie sie im Fernschreiber verwendet werden — oder gar auf Magnetbändern — uns gut bekannt als Träger elektrischer Impulse für Sprache und Musik — werden in der richtigen zeitlichen Reihenfolge die „Befehle“ für jede einzelne Stufe des Produktionsvorganges

festgelegt. Mit dem Ablauf des Lochstreifens oder des Magnetbandes werden die elektrischen Impulse an die Transportbänder und an die einzelnen Maschinen weitergeleitet.

Aber das ist noch nicht alles! In der Zentrale wird nicht nur gesteuert. Ein regelrechtes „Gehirn“ merkt sich zugleich den Produktionslauf, „weiß“, wo sich das Werkstück in jedem Augenblick befindet, kontrolliert seine Beschaffenheit, gibt Alarm, wenn Fehler auftauchen, stellt dann auch die Maschinen ab und steuert sogar rückwirkend den Arbeitsablauf. Dies ist das eigentliche Wunder der automatisierten Produktion: wenn irgendwo im Arbeitsprozeß Verzögerungen auftreten, wird von der Zentrale mit unbegreiflicher Sicherheit der Arbeitsgang der vorhergehenden Produktionsstufen so gesteuert, daß ihr Tempo den nachfolgenden Stufen jeweils angepaßt wird. So wird vermieden, daß etwa ein Motorblock an eine Drehbank kommt, in der sich noch — unprogrammgemäß — der vorhergehende Block befindet. Und hat dieser Block einen Fehler, so stellt die Zentrale diesen Fehler automatisch fest und sondert den Ausschuß aus. Der Mensch aber in seiner Schaltzentrale überwacht nicht mehr die Produktion selbst — er überwacht nur noch das „Gehirn“.

Man sträubt sich, dieses Wort zu gebrauchen. Denn niemals wird eine solche Schaltzentrale den schöpferischen Genius des Menschen ersetzen können. Und dennoch sprechen wir vom „Elektronengehirn“, jenem geheimnisvollen Gebilde aus unzähligen Elektronenröhren und Widerständen, aus kilometerlangen Leitungen und zahlreichen Relais.

Elektronengehirne sind Kinder des Atomzeitalters

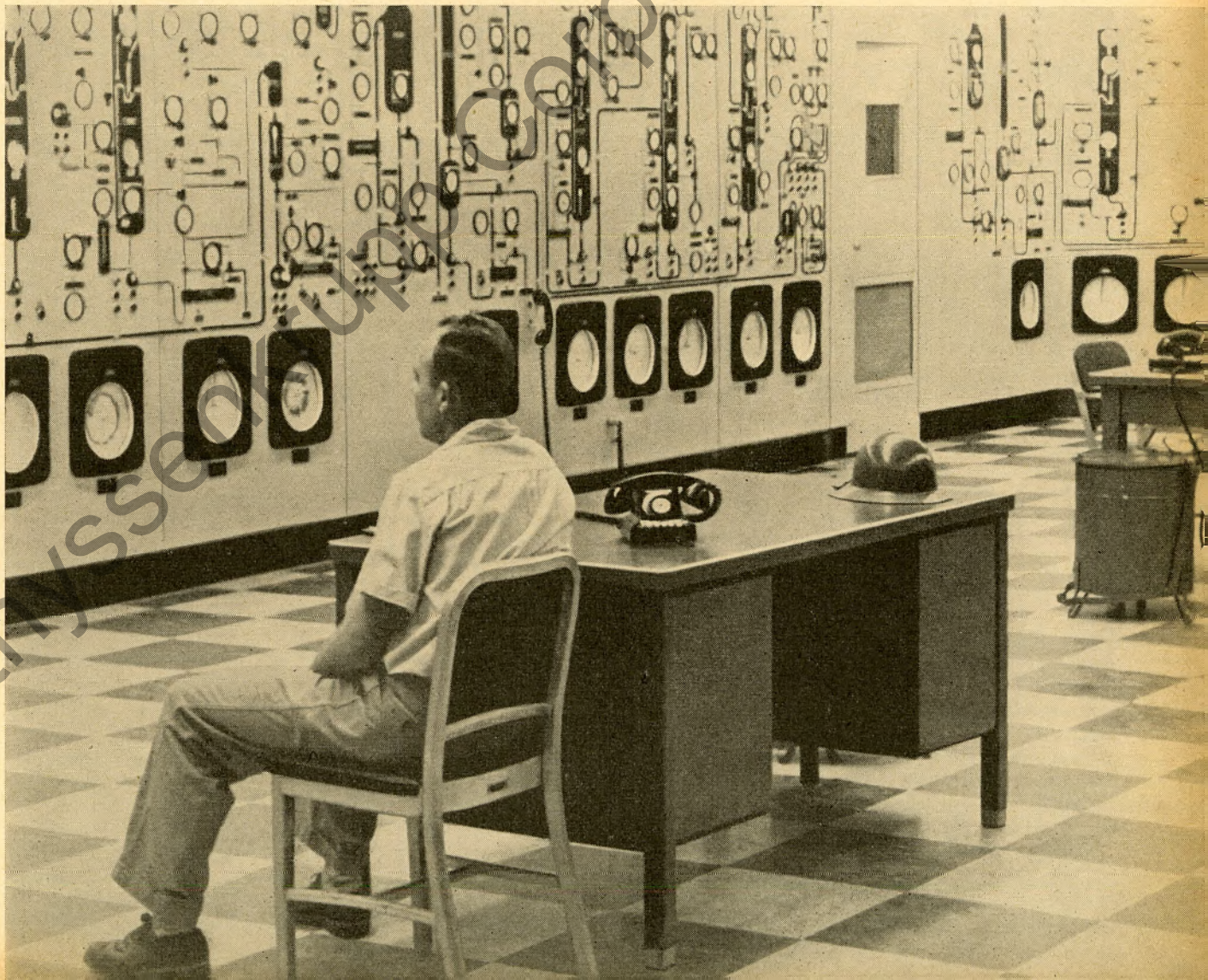
Sie wurden gebaut, als es den Wissenschaftlern nicht mehr möglich war, mit herkömmlichen Methoden die Berechnungen anzustellen, die zur Entfesselung der Atomkraft nötig waren. Immer ist es der Mensch, der in genial erdachter Vorarbeit dem Elektronengerät die Aufgaben „stellt“ — die dann freilich in unvorstellbar kurzer Zeit mit unvorstellbar großer Genauigkeit erledigt werden. Ganze Bücher haben diese Geräte schon aus dem Russischen ins Englische übersetzt — das „Elektronengehirn“ löst jede Aufgabe, für die es vom Menschen vorbereitet wird. Es übersetzt — und es steuert eine Fabrik.

Bis gegen Ende des Jahres 1955 hatten Privatfirmen in den Vereinigten Staaten mehr als 40 Großrechenanlagen sowie einige hundert kleinerer elektronischer Registrier- und Auswerteeinrichtungen aufgebaut oder in Auftrag gegeben. Kein Wunder, daß man angesichts solcher Zahlen in den Vereinigten Staaten sehr optimistisch über den „Siegeszug der Automation“ spricht.

Die amerikanische Automobilindustrie entschloß sich am raschesten, Betriebe, vor allem Motorenwerke, zu automatisieren. Vor 20 Jahren dauerte bei Ford die Bearbeitung eines Zylinderblocks 24 Stunden. Vor zehn Jahren gelang es dann, diese Bearbeitungszeit auf acht Stunden herabzudrücken. Nun aber, im neuen automatisierten Motorenwerk von Ford dauert die Bearbeitungszeit eines Zylinderblocks noch ganze 15 Minuten.

Mit einem Kostenaufwand von 50 Millionen Dollar hat der Chrysler-Konzern ein automatisiertes Motorenwerk gebaut,

Sieht so der Arbeitsplatz der Zukunft aus? Vor riesigen Schalttafeln, fern vom Lärm der Maschinen, sitzt der Mensch und überwacht die Elektronengehirne, die den Produktionsprozeß steuern



in dem heute je Tag rund 3000 Motoren hergestellt werden. Dieses Werk — und darauf kommt es entscheidend an — ist nicht etwa gebaut worden, um gigantische Produktionszahlen zu erreichen, sondern die Automation bewirkt in diesem neuen Betrieb eine Qualitätskontrolle, die in der Massenfertigung unbekannt war. Die Automatisierung liefert hier den Beweis, daß sie in der Lage ist, gleichmäßigere Erzeugnisse zu produzieren als der Mensch mit seinen stets wechselnden Fertigkeiten. Zudem wird dieses Werk im Hinblick auf die Sicherheit des Personals und der Betriebshygiene zu den modernsten der amerikanischen Automobilindustrie gerechnet.

Daß eine Automation in der Stahlindustrie möglich ist,

erscheint bei der Vielzahl der Bearbeitungsvorgänge dem Laien nahezu unglaublich. Wenn man freilich daran denkt, wie sehr seit 1920 die Arbeitslast in den Stahlwerken bereits erleichtert, die Arbeitszeiten verkürzt, die Verdienste und damit der Lebensstandard gehoben werden konnten, erkennt man die große Linie, die im Stahlwerk von der Handarbeit über die mechanische Fertigung jetzt zum automatischen Betrieb führt.

In modernen, vollautomatisierten Warmwalzwerken durchläuft der Stahl die Walzen als ein endloses Band, das in einem durchgehenden Prozeß entzündet, kalt reduziert, zwischengeglüht, angelassen und abgeschert wird. Eine solche Walzenstraße bearbeitet je Schicht 10 000 t Stahl, und dazu sind von den Rohlingen bis zum fertigen Stahlblech nur noch 25 bis 28 Arbeiter und Techniker erforderlich! Kontroll- und Meßgeräte, verbunden mit Fernsehapparaten, sorgen zugleich für eine bis dahin in den Stahlbetrieben ungewöhnlich hohe gleichbleibende Qualität, da der Mensch mit all seinen Unzulänglichkeiten ausgeschaltet ist. Die Arbeiter aber, die an den Kontrollgeräten stehen, sind von einfachen Walzern zu hochbezahlten Automaten-technikern aufgestiegen.

Nun ist es freilich nicht so, als ob man unter Automation nur die Steuerung von Maschinen verstünde. Man kann die Elektronengehirne und die Rechenmaschinen auch anders einsetzen. Ein Beispiel bietet das Versicherungswesen, in dem heute trotz des Einsatzes modernster Hollerithmaschinen noch eine Fülle mechanischer Arbeiten von Menschen ausgeführt werden. Elektronische Geräte können Büroarbeiten, wie das Aufsuchen von Karteikarten, den Vergleich statistischer Angaben und die Kontrolle von Rechnungen, in außerordentlich kurzer Zeit bewältigen und benötigen dabei kaum irgendeine Überwachung. Im Gegenteil, Elektronengehirne kontrollieren sich in bestimmten Grenzen sogar selbst.

Die chemische Industrie bedient sich, vor allem in den Ölraffinerien schon seit langem vollautomatischer Einrichtungen. Das geschieht aus Sicherheitsgründen, aber auch, um den Produkten gleichbleibende Qualität zu geben. Erst durch die Automation können viele chemische Erzeugnisse hergestellt werden, die noch vor zehn Jahren mit den damals üblichen Methoden nicht produziert werden konnten. Komplizierte Prüfgeräte, die Gasanalysen geben, Temperaturen messen, Drücke bestimmen und eine Fülle anderer Daten sammeln, melden diese Daten elektronisch an ein Kommandogerät, das im Rahmen seiner von den Ingenieuren bestimmten Einstellung Abweichungen von der Produktionsnorm korrigiert, bis der Ausstoß wieder die gewünschte Zusammensetzung hat. Wenn man nun diese Überwachungs-, Kontroll- und Steuergeräte auch noch mit Maschinen für die Buchhaltung koppelt, dann ist das vollautomatisierte chemische Werk da.

Natürlich hat die Automatisierung ihre Grenzen

Hier beispielsweise im Handwerk, vor Kohle in niedrigen Flözen, auf den Baustellen und in den Reparaturbetrieben. Aber selbst Kleinbetriebe können automatisiert werden, wenn sie beispielsweise als Zulieferer für Großbetriebe einen oder wenige Artikel in großer Zahl und über einen langen Zeitraum hin herzustellen haben.

Die Aspekte, die sich uns da auftun, sind noch gar nicht ganz zu übersehen, die Einflüsse der neuen Entwicklung auf das moderne Wirtschaftsleben sind wahrhaft revolutionierend.

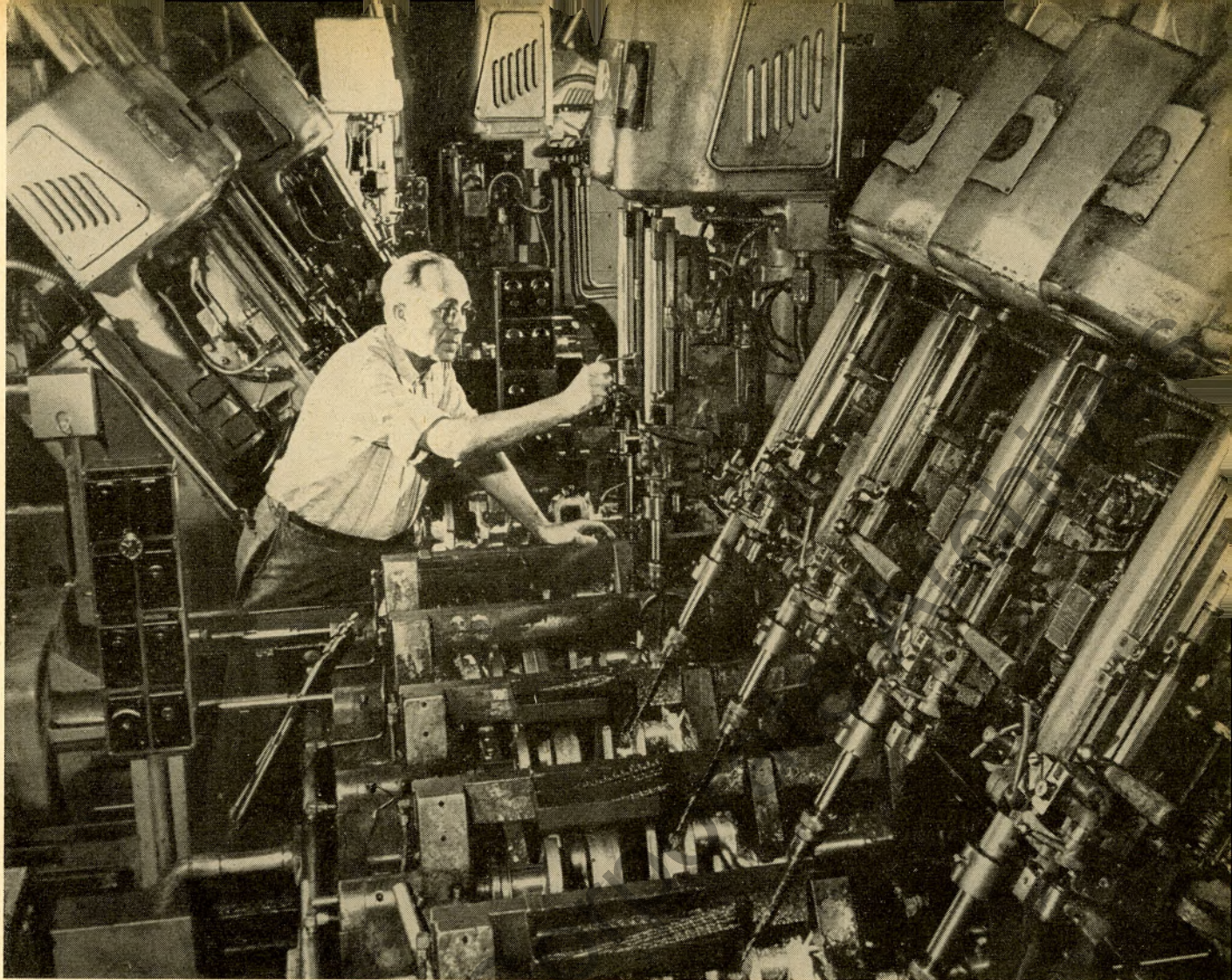
Das beginnt schon im Betrieb, wobei zunächst die tiefen Wirkungen auf die Menschen außer Betracht bleiben sollen. Es ist nach den heute in Amerika gesammelten Erfahrungen unmöglich, etwa eine besondere Betriebsabteilung zu automatisieren und die übrigen Abteilungen ihren gewohnten Gang gehen zu lassen. Die Impulse, die von der Automation ausgehen, machen es zum Zwang, den gesamten Betrieb dem neuen „Gehirn“ und seinem revolutionär neuen Arbeitsrhythmus anzupassen.

Aber nicht nur die Betriebsstruktur muß der Automation untergeordnet werden, will man nicht schwere Risiken eingehen. Die Abhängigkeit eines automatisierten Betriebes von bestimmten Marktlagen muß genauestens erforscht werden, ehe sich ein Betrieb auf dieses noch unerforschte Neuland begeben kann. In der Produktion bedeutet dies: wenn man schon einen Betrieb unter außerordentlich hohen Kosten auf die Automation umstellt, dann muß man auch die Gewißheit haben, über lange Zeit ein unverändertes Produkt auf einem stabilen Markt in großen Mengen absetzen zu können. Hat man in der freien Wirtschaft bisher Konjunkturschwankungen dadurch auffangen können, daß man die Produktion dem Absatz durch Drosselung oder Steigerung anpaßte, so ist dieser Weg dem automatisierten Betrieb weitgehend versperrt.

Automation macht Planung und Ordnung in der Wirtschaft unerläßlich!

Sie ist mehr als ein bloß technischer Vorgang, sie greift als wirtschaftliche Methode tief in unser Wirtschaftsgefüge ein. Könnte in den Betrieben bisher auch bei modernstem Maschinenpark eine recht konservative Form von finanziell-kaufmännischer Geschäftsführung und Verwaltung beibehalten werden, so verlangt die Automation die Unterwerfung aller Teile eines Unternehmens. Und ist in einer Volkswirtschaft mit Milliardenkosten ein bestimmter Produktionszweig erst einmal automatisiert, so kann man sich nicht mehr ohne größte Kapitalrisiken auf das Regulativ von Angebot und Nachfrage verlassen.

Freilich gibt es Länder, die Automation aus ganz anderen Gründen anstreben wie etwa die westlichen Staaten. Es gibt Länder, in denen die Automation nur geringe Risiken vorfindet, weil es keinen freien Markt mit schwankenden Absatzlagen gibt, weil ohnehin alles vorausgeplant und preisbestimmt ist. In den Ländern des Ostblocks, vor allem in der Sowjetunion, hat Automation den Zweck, Arbeitskräfte zu ersetzen, die Produktion zu steigern ohne Rücksicht auf Profite. Ein Land wie die Sowjetunion hat nicht von ungefähr ein eigenes Ministerium für Automation! Während Hunderttausende von Menschen in den Weiten Sibiriens Neuland urbar machen, sollen gleichzeitig die Fabriken mehr produzieren. Für die Sowjetunion ist die Automation die Antwort auf den Mangel an Arbeitskräften; zugleich das Mittel zur Erreichung der hochgesteckten Pläne. Und hier kommen wir nun zur entscheidenden Frage der Automation: Was bedeutet diese zweite industrielle Revo-



Wie verloren erscheint der Mensch im Gewirr des Automaten, der in einem amerikanischen, vollautomatisierten Motorenwerk Kurbelwellen bearbeitet. Aber noch ist der Mensch Herr der Maschine

lution für den Menschen? Immer hat es in den vergangenen Jahren neue Maschinen gegeben, durch die Menschen brotlos wurden. Und immer wieder gab es Maschinenstürmer. Dennoch — die Maschinen haben die Hebung unseres Lebensstandards nicht verhindert, sie haben ihn mitgeschaffen, und die Maschinenstürmer haben den Fortschritt nicht aufgehalten, sie haben an ihm teilgenommen, indem sie mitarbeiteten am Bau besserer Maschinen. Aber das alles vollzog sich im Laufe eines Jahrhunderts, und noch heute spüren wir die Erschütterungen. Automation, das Bild der leeren Fabrikhallen, wird viel schneller kommen. Wir müssen uns darauf vorbereiten.

Automation muß keine Massenarbeitslosigkeit bedeuten

Zwar werden im automatisierten Betrieb bei der Produktion weniger, viel weniger Menschen gebraucht, dafür sind zahlreiche neue, hochqualifizierte Kräfte nötig zum Berechnen, Konstruieren, Bauen, Warten und Bedienen all der Geräte und Maschinen, die Automation bedeuten. So ist die Theorie ...

In der Praxis kann es freilich ganz anders aussehen. Nur in Ausnahmefällen wird der nach überkommenen Regeln ausgebildete und geschulte Arbeiterstamm übergangslos die „Herren der Automation“ stellen können. Diese „neuen

Herren“ werden aus anderen Bereichen, vielleicht sogar aus anderen Gegenden kommen. Wenn ein Werk wie das Volkswagenwerk, das wirtschaftlich eine ganze Stadt, fast eine Provinz bestimmt, schnell und ohne Rücksicht auf die arbeitenden Menschen zur Automation übergehen würde, wäre gebietliche Massenarbeitslosigkeit die unausweichliche Folge, denn weder in Wolfsburg noch weit im Umkreis gibt es Betriebe, die alle freiwerdenden Kräfte aufnehmen könnten.

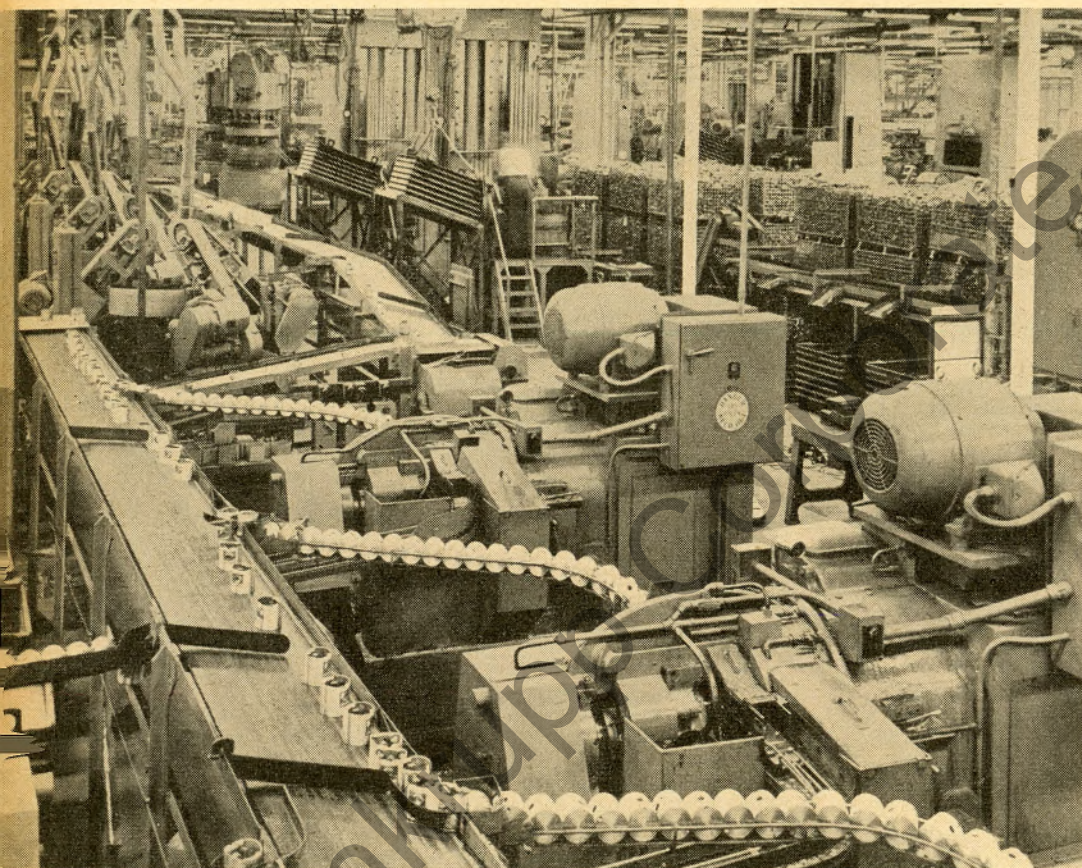
Dieser Blick in die Zukunft erscheint düster, und die Frage taucht denn schon seit langem vor allem in amerikanischen Gewerkschaftskreisen auf, ob man sich einer Entwicklung nicht entgegenstemmen müsse, die den Arbeitsplatz bedroht und die menschliche Hand durch seelenlose Roboter zu ersetzen trachtet. Automation will aber weit mehr als nur die Erhöhung der Produktion und die bloße Einsparung von menschlicher Arbeitskraft.

Schon eine unserer modernen automatisierten Ölraffinerien zeigt, daß dort der Kittel des Technikers das wichtigste Arbeitskleid ist. Automation erfordert hochspezialisierte Fachkräfte, Automation soll gerade die öden, menschenfeindlichen Routinearbeiten übernehmen, die heute noch dem ungelerten oder angelernten Arbeiter und dem jungen Mädchen im Büro zugemutet werden. Im automatisierten Betrieb ist für den ungelerten Arbeiter in der Zukunft kein Platz mehr!

In den Vereinigten Staaten, in denen der gewerkschaftliche Kampf zur Zeit um den garantierten Jahreslohn geht, hat sich bereits die Erkenntnis durchgesetzt, daß Automation für den Arbeiter mehr als jeder Tarifvertrag die Sicherheit seines Arbeitsplatzes bedeuten wird. Automation hat zur Voraussetzung langfristig angesetzte Produktion; das bedeutet Sicherheit. Automation erfordert gründliche, umfassende Ausbildung und Weiterbildung innerhalb des Betriebes; das bedeutet erst recht Sicherheit. Der Arbeiter beginnt für den automatisierten Betrieb eine feste Größe zu werden, wie vordem nur das Kapital — denn man kann hochwertige Arbeitskräfte nicht entlassen, wie man vordem selbst bei geringeren Konjunkturschwankungen die ungelernten und angelernten Kräfte aus den Lohnlisten strich. Schon dieser Hinweis zeigt:

Automation erreichen soll: „Die menschliche Verwendung des Menschen“. Der Mensch soll nicht länger Hilfskraft für Maschinen sein — heute noch rechnet man für je eine Maschinenarbeitsstunde fünf bis sechs menschliche Arbeitsstunden! —, Maschinen sollen echte Hilfskräfte für den Menschen werden. Er soll sein Gehirn gebrauchen, nicht seine Muskeln ...

Was nützen jedoch all diese guten Absichten und glänzenden Zukunftsbilder, wenn, wie es in Coventry geschah, die Automatisierung nur eines Teilbetriebes mit einem Schlage 3000 Menschen brotlos macht, hochspezialisierte Fachkräfte, die nur schwer in anderen Landesteilen und anderen Berufssparten ein neues Unterkommen finden werden! Ein ausgedehnter Streik war die Folge, hinter dem Unsicherheit und Ratlosigkeit aller Beteiligten über die



Schon ist er Wirklichkeit geworden — der Traum von der leeren Fabrikhalle; in diesem Motorenwerk ist der Mensch nur noch hochspezialisierter, gutbezahlter Überwacher. Die Maschinen arbeiten vollautomatisch, gesteuert von Elektronengehirnen

Automation ist nicht denkbar ohne eine mitverantwortliche Arbeiterschaft!

Automation ist auch nicht denkbar ohne neue Grundlagen und Methoden unserer Breitenausbildung in Schule und Lehre. Mit der Automation wird der Ausbildungs- und Bildungsstand der gesamten arbeitenden Bevölkerung weit höher sein müssen als der von gestern und heute. Eine automatisierte Industrie erfordert Schulen mittleren und höheren Bildungsganges, erfordert umfassendere Kenntnisse in den Naturwissenschaften, als dies irgendeines unserer bestehenden achtklassigen Volksschulsysteme bieten kann. Diejenigen Volkswirtschaften, die zuerst über solche besser geschulten Arbeitskräfte verfügen, werden das weltwirtschaftliche Rennen mindestens zu Anfang des neuen Zeitalters gewinnen.

Norbert Wiener vom Technologischen Institut von Massachusetts, einer der Väter der Automation, hat gesagt, was die

Entwicklung stehen, die der Mensch heraufbeschworen hat. Über kurz oder lang werden wir in der Bundesrepublik vor den gleichen Problemen stehen. Sollen schwere Erschütterungen in unserem Wirtschaftsleben vermieden werden, so ist es heute schon hoch an der Zeit, daß sich die beiden Partner Kapital und Arbeit zu gemeinsamen Überlegungen zusammenfinden, wie man der neuen Entwicklung Herr bleiben kann. Coventry hat gezeigt, daß sich ein Betrieb zuerst darüber klar sein muß, was mit seinen Arbeitern geschehen wird, ehe er sich zu Umwälzungen der Betriebsstruktur entschließen darf. Neue, große Verantwortung erwächst den Unternehmen, den Gewerkschaften und dem Staate. Die Automation erzwingt ein enges Miteinander von Arbeit und Kapital. Wird hier eine neue Kluft aufgerissen, so müßten wir allen Grund haben, uns vor der „zweiten industriellen Revolution“ zu fürchten.

Paul O. Vogel

Die Lage bei Stahl und Eisen



Im Thomaswerk

Auf der Jahreshauptversammlung der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie hielt ihr bisheriger Vorsitzender — zum neuen Vorsitzenden wurde Bergassessor Sohl gewählt — Dr. Gerhard Schroeder ein beachtliches Referat, dem wir entnehmen:

Die deutsche Eisen- und Stahlindustrie befindet sich heute, genau wie ihre Schwesterindustrien in den Ländern der Montanunion, in England und in den USA, in einem Zustand fast völliger Ausnutzung ihrer Anlagen. Die Nachfrage übersteigt fast in allen Produkten das Angebot. Der Auftragseingang könnte zweifellos höher sein, wenn die Eisen- und Stahlwerke alle vorgelegten Aufträge buchen würden. Andererseits wäre es aber unrichtig, hierauf eine allzu optimistische Betrachtung der Zukunftsaussichten gründen zu wollen, denn, obwohl die Nachfrage das Angebot überstieg, war der Verbrauch nicht größer als die Produktion. In all den genannten Ländern, von vielleicht wenigen unbedeutenden Ausnahmen abgesehen, sind die stahlverarbeitenden Industrien voll versorgt worden. Nennenswerte Produktionsausfälle durch Stahlmangel sind nirgends zu verzeichnen.

Beträchtliche Steigerungen der Nachfrage zu erwarten

Alle vorgenommenen und vielseitigen Schätzungen der Entwicklung von Konjunktur und Marktlage stimmen in ihrem Trend einer stetigen Aufwärtsentwicklung völlig überein. Selbst bei Berücksichtigung gewisser Verflachungskoeffizienten der Entwicklungskurven werden in allen stahlerzeugenden Ländern beträchtliche Steigerungen der Nachfrage erwartet, auf die die betreffenden Industrien sich einstellen müssen. Hierzu kurz einige Zahlen: Maßgebende amerikanische Stahlindustrielle rechnen bis 1975 mit einem möglichen Kapazitätswachstum von 50 Mill. t, d. h. fast 50%. Die Sowjetunion will ihre Rohstahlerzeugung des abgelaufenen Jahres von 45 Mill. t schon bis 1960 um 50% auf 68 Mill. t steigern. Die britische Stahlindustrie erwägt Pläne, bis 1960 die Stahlerzeugung um etwa 25% zu steigern. In Frankreich nannte ein berufener Vertreter der Stahlindustrie der Presse Zahlen, die bis zum Jahre 1960 eine Steigerung von 38% erwarten lassen. In Italien gehen die Pläne noch bedeutend höher. Es scheint mir daher vertretbar zu sein, wenn wir uns

auch in Deutschland eine Steigerung des Stahlbedarfs um 35% bis zum Jahre 1960 als möglich vorstellen. Das würde etwa 29 Mill. t Stahl bedeuten.

Deutschland liegt zurück

Wir haben im abgelaufenen Jahr 1955 21,3 Mill. t Rohstahl erzeugt und damit einen Produktionsindex gegenüber 1936 von 142 erreicht. Wenn wir diese Leistung an den Schwierigkeiten der Vergangenheit messen, mag sie uns großartig scheinen. Halten wir uns aber vor Augen, daß in der gleichen Zeit die anderen großen stahlerzeugenden Länder in ihrer Zuwachsrate uns weit überholt haben, so erkennen wir die Größe der noch vor uns stehenden Aufgabe. Selbst bei allen Vorbehalten, die gegenüber Indexvergleichen allgemein und auch in besonderen Einzelfällen zu machen sind, werden Sie vielleicht folgende Zahlen interessieren:

Ich wiederhole:	Deutschland auf Basis 1936	142
Demgegenüber:	Luxemburg	163
	England	167
	Belgien	185
	Frankreich	188
	USA	217
	Italien	267
	Sowjetunion	277

Stahl zieht nicht mit

Dies waren also die Zahlen der internationalen Eisen- und Stahlkonkurrenz. Im Inland zeigt ein Vergleich mit den stahlverbrauchenden Industrien aber genau das gleiche Bild. Hier wird natürlich der Vergleich der Indizes verschiedener Produktionszweige noch schwieriger. Trotzdem ergibt sich wenigstens die Basis einer Beurteilung, wenn man den Index der Gesamtindustrie von 198 mit unserem von 142 vergleicht. Dabei wurde der Gesamtindex von 198 natürlich noch gedrückt durch den Bergbau mit 141 und Eisen und Stahl mit 142. Wichtige Abnehmergruppen wiesen für 1955 folgende viel höheren Zahlen aus:

Elektroindustrie	493
Fahrzeugindustrie	396
Maschinenbau	243
Schiffbau	194
Eisen-, Blech- und Metallwaren	180

Die Ziehereien und Kaltwalzwerke als gewissermaßen erste Stufe der Verarbeitung lagen mit 153 nur wenig über der eisenschaffenden Industrie, der Stahlbau sogar darunter.

Mehr Stahlimport als -export

Dieses Zurückbleiben unseres Industriezweiges sowohl gegenüber der internationalen Konkurrenz als auch gegenüber dem innerdeutschen Bedarf kommt am eindringlichsten in der Tatsache zum Ausdruck,

daß Deutschland, früher eines der großen Stahlexportländer Europas, seit Januar 1955 mehr Stahl importiert, als es exportiert, im Saldo also zu einem Stahlimportland geworden ist. Da wir davon ausgehen dürfen und mit Dankbarkeit und Anerkennung feststellen müssen, daß unsere Fachleute und Belegschaften nicht weniger tüchtig und fleißig sind als die anderer Länder, ist ganz offensichtlich, daß unsere Investitionen, gemessen an der Größe der Aufgabe, viel zu spät einsetzten und bei weitem noch nicht das gebotene Ausmaß erreicht haben. Ein viel zu großer Teil dieser Investitionen wurde benötigt für die Beseitigung von Kriegsschäden, für die Wiederherstellung demontierter Werke und für den Wohnungsbau. Bei dem Vergleich unserer Investitionsaufwendungen mit denjenigen anderer Länder muß man also stets im Auge behalten, daß der größte Teil unserer Aufwendungen erst einmal dem Wiedererreichen des alten Produktionsvolumens diente und nur ein kleiner Teil dem natürlichen Wachstum gewidmet war. Außerdem konnte in der Vergangenheit das Wachstum noch vielfach durch den Bau einzelner Aggregate zur Beseitigung enger Querschnitte gewährleistet werden, während in Zukunft in immer größerem Umfang jegliche Mehrerzeugung einen Neubau von der Kokerei angefangen über den Hochofen und das Stahlwerk bis zum Walzwerk erfordert.

Eine Milliarde Investitionen je Jahr

In Deutschland gibt es keine Zusammenstellungen über die Investitionen und deren Finanzierung. Wir sind deshalb bei Vergleichen auf Geschäftsberichte und Schätzungen angewiesen, die folgende Zahlen als wahrscheinlich erscheinen lassen:

Unter Einrechnung des Jahres 1956 belaufen sich die Gesamtinvestitionen der Eisen- und Stahlindustrie in den letzten fünf Jahren auf etwa 5 Mrd. DM = durchschnittlich 1 Mrd. DM im Jahr. Dieser Gesamtaufwand deckt sich mit demjenigen der französischen Industrie, die ebenfalls je Jahr etwa 1 Mrd. DM aufgewandt hat und den gleichen Betrag auch wohl für die Zukunft vorsieht, wobei nur hinzuzufügen ist, daß dieser Aufwand sich in Frankreich auf eine Erzeugung von 12,5 Mill. t, bei uns dagegen auf eine Erzeugung von 21,3 Mill. t bezieht. Dieser Aufwand wurde in der deutschen Eisen- und Stahlindustrie, fast genau wie in Frankreich, zu etwa 60% aus Fremdmitteln und zu 40% aus Eigenmitteln finanziert. Dabei hatte die französische Industrie noch den Vorteil, aus den finanzierungsmäßig verhältnismäßig günstigen Marshallplanmitteln 1 Mrd. DM zu erhalten, während die deutsche Eisen- und Stahlindustrie wesentlich weniger bekommen hat. Auch liegt der Zinssatz für die Anleihen in Frankreich im allgemeinen unter dem deutschen.

Der Gesamtanteil der öffentlich gesteuerten Gelder (wie ECA-Mittel, Investitionshilfe, Remontagekredite und dergleichen) betrug 14% der Investitionssumme von 5 Mrd. DM.

Soweit aus veröffentlichten Bilanzen festzustellen ist, steht die eisenschaffende Industrie mit der Inanspruchnahme von Fremdmitteln zur Anlagefinanzierung wahrscheinlich an der Spitze der gesamten deutschen Industrie. Das bedeutet also, daß sie in

geringerem Ausmaß als andere Industriezweige erwirtschaftete, frei disponible Gelder investieren konnte und daß sie trotz aller Erleichterungen nur einen Produktionsindex von 142 erreichte, während andere Industriezweige bei einem geringeren Anteil von Fremdverschuldung erheblich höhere Produktionsindizes aufwiesen.

Stahlpreis ist ein politischer Preis

Es ist kein Geheimnis, daß dieses auch in anderen Ländern zu beobachtende Zurückbleiben der Eisen- und Stahlindustrie mit der Tatsache zusammenhängt, daß der Eisen- und Stahlpreis, ähnlich wie der Kohlepreis, ein politischer Preis ist, der in Zeiten einer sinkenden Markttendenz sehr gern den Spielregeln des Marktes überlassen wird, während man bei allgemein steigender Konjunktur gerade den Bergbau und die eisenschaffende Industrie stets an ihre allgemeine Verpflichtung, das Preisniveau niedrig zu halten, zu erinnern pflegt.

Von allen am Weltmarkt wesentlich beteiligten stahlerzeugenden Ländern Europas sowie der Vereinigten Staaten ist die Bundesrepublik das einzige Land, in dem bis heute trotz erheblich gestiegener Unkosten das Eisenpreisniveau noch unter dem von 1953 liegt. Gegenüber dem Jahr 1953, also der Eröffnung des Gemeinsamen Marktes, vollzogen sich die Preissteigerungen in anderen Ländern bis zu folgenden Prozentsätzen: USA 20%, England 20%, Belgien 18%, Luxemburg 16%, Holland 16%, Frankreich 15%, Italien 6%.

Nach dem 1. Juli des vergangenen Jahres, also in der Zeit, in der auf alle eisenschaffenden Industrien der Welt wesentliche Rohstoffverteuerungen zukamen, betrugen die Preissteigerungen der Walzprodukte in anderen Ländern: USA 5—8%, England 10—13%, Frankreich 7—20%, Belgien 7—14%. Auch in Luxemburg, Holland und Italien fiel ein großer Teil der genannten Preiserhöhungen in diesen Zeitabschnitt. Im gleichen Zeitraum hat Deutschland als einziges Land bis heute seine Preise stabil gehalten.

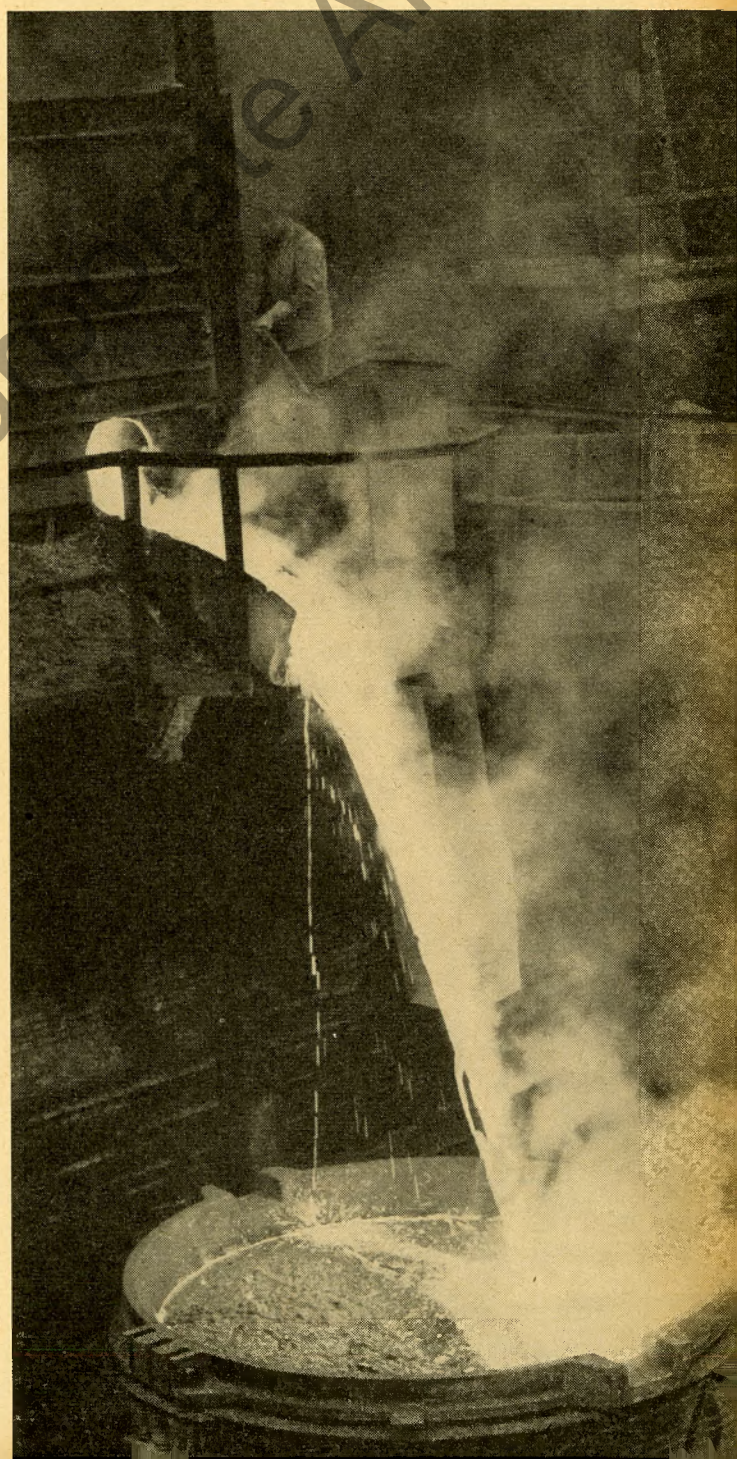
In der gesamten Montanunion, in der alle Rohstoffe und Fertigerzeugnisse sich frei hin- und herbewegen können, liegt das deutsche Preisniveau weitaus an der untersten Stelle. Der Thomasstahl kostet in anderen Ländern zwischen 30 und 60 DM mehr, der Siemens-Martin-Stahl zwischen 75 und 120 DM mehr. Das erstaunliche Ergebnis, daß die gegenüber anderen Ländern in der Wachstumsrate am meisten zurückgebliebene Eisenindustrie das niedrigste Preisniveau bis heute gehalten hat, darf wohl ohne Unbescheidenheit als Beweis gewürdigt werden dafür, daß es der deutschen Eisen- und Stahlindustrie bei ihren Bemühungen um einen stabilen Eisenpreis nicht nur um platonische Erklärungen zu tun ist.

Kohle — Erz — Schrott

Während unsere Stahlindustrie früher überwiegend auf inländischen Rohstoffen aufgebaut war — wenn ich einmal von traditionellen Erzeinfuhren aus Skandinavien und anderen nahe gelegenen Ländern absehe —, macht sich heute eine zunehmende Auslandsabhängigkeit bei steigenden Weltmarkteinstands-

preisen geltend. Der Mehraufwand für US-Kohle, der noch im letzten Jahr bei 80 Mill. DM gelegen haben mag, trifft im laufenden Jahr die Eisen- und Stahlindustrie mit sicherlich 150 Mill. DM. Angesichts der steigenden Tendenz der Stahlproduktion in allen stahlerzeugenden Ländern muß in der Erzversorgung auf immer weiter entfernt liegende und immer schwerer zugängliche Quellen zurückgegriffen werden. Lieferländer sind heute nicht nur die europäischen Gebiete, der Mittelmeer- und der afrikanische Raum. Vielmehr treten in immer größerem Umfange Lieferungen aus Nord- und Südamerika, besonders Labrador, Venezuela, Brasilien, Chile, Peru und ähnlichen Ländern, in Erscheinung, bei denen sich natürlich der starke Sog der amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie preislich auswirkt. Selbst Indien

Abguß am Hochofen



liefert uns Erze. Besonders drückend wirken bei diesen langen Lieferwegen die ständig steigenden Schiffsfrachten im internationalen Markt. Ähnlich liegen die Verhältnisse beim Schrott, den wir heute, unter Einrechnung der Frachten, in den USA zu einem Preis einkaufen, der 145 DM über dem Inlandspreis für Schrott und 70 DM sogar noch über dem Inlandspreis für Stahlroh Eisen liegt.

Wir haben in den langen Jahren erzwungener Autarkie leider verlernt, daran zu denken, daß ein aus ausländischen Rohstoffen hergestelltes, am Weltmarkt teilnehmendes Produkt Preisschwankungen des Weltmarktes nicht einfach ignorieren kann.

Wo sind die erwirtschafteten Erträge geblieben?

Wer der Meinung ist, daß es der eisenschaffenden Industrie folglich möglich sein müsse, jede beliebige Verteuerung aufzufangen, müßte sich eigentlich einmal die Frage vorlegen, wo denn in der Zwischenzeit die von der eisenschaffenden Industrie vermeintlich erwirtschafteten Beträge geblieben sind. Es gibt doch nur drei Möglichkeiten, daß sie entweder an den Arbeiter oder an den Aktionär fließen oder im Unternehmen bleiben. Hierzu folgendes:

Die Lohn- und Gehaltswelle war bei der eisenschaffenden Industrie nicht höher als in anderen industriellen Zweigen.

Die Dividendenzahlungen liegen, auf den Nominalwert der Aktien bezogen, mit durchschnittlich 4% im Jahre 1955 unter dem Niveau anderer vergleichbarer Industrien. Auf den Aktienkurs bezogen liegt selbst bei den Spitzenwerten die Rendite bei nur 3,8%, also wohl dem Satz, der mindestens geboten werden muß, um weiteres Kapital aufzunehmen. Wenn demgemäß also die erwirtschafteten Beträge weder an die Belegschaft noch an die Anteilseigner in höherem Ausmaß ausgeschüttet sind als bei anderen Industrien, trotzdem aber auf dem Investitionssektor und im Produktionsindex ein so klares Zurückbleiben festzustellen ist, dann kann man wohl nicht behaupten, daß auf dem Gebiet der Eigenfinanzierung in der Eisen- und Stahlindustrie zu viel geschehen wäre.

Selbst wenn man unterstellt, daß die deutsche eisenschaffende Industrie noch eine gewisse Bewegungsfreiheit hätte, stände jedenfalls fest, daß alle anderen Länder in den erwirtschafteten Beträgen Deutschland überlegen sein müßten. Sie können also mehr investieren oder mehr in einen späteren Preiskampf werfen, in jedem Falle demnach ihre Wettbewerbskraft gegen unsere Industrie stärken.

Arbeitskräfte und Rohstoffe

Von ganz außergewöhnlicher Bedeutung für die Zukunft unserer Volkswirtschaft ist die Frage, ob wir die Möglichkeit haben, die außerhalb der Einwirkungsmöglichkeit unserer Industrie liegenden Voraussetzungen für einen Kapazitätszuwachs zu schaffen. Ich denke an die Arbeitskräfte und Rohstoffe. Leider belasten auch diese immer wieder den Investitionsaufwand, da man Arbeitskräfte nur durch Rationalisierung und Modernisierung ersetzen und Rohstoffe nur durch zusätzliche Erschließung, zusätzliche Transportmittel oder kapitalintensive andere Verfahren heranzuführen, austauschen oder ersetzen

kann. Ich sagte im vorigen Jahr schon, daß beispielsweise die Schrottlücke auf die Dauer nur durch Roh-Eisen geschlossen werden kann, also wieder durch weitere US-Kohle und immer weiter entfernt liegende Erze. Solche neuen Kapazitäten erfordern jetzt aber auch den Bau von Kokereien, Sinteranlagen und Hochöfen. Alle diese Investitionsbedürfnisse addieren sich. Vereinzelte hochmoderne Walzenstraßen dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Gros der Hüttenwerkseinrichtungen an der Ruhr immer noch stark veraltet ist. Allein der laufende Unterhaltungs- und Erneuerungsbedarf sowie die Modernisierung verschlingen große Kapitalien. Der Aufwand für jede Tonne zusätzlicher Kapazität wird immer teurer und findet in den Abschreibungen auf niedrigere Ausgangswerte keine Deckung. Der höhere Kapitaldienst beansprucht auch oftmals, mindestens im Anfang der Produktion, den erhofften Nutzen aus einer Produktionssteigerung. Man kann also auf die Dauer dem Problem nicht mehr ausweichen. Es scheint mir, daß Erzeuger und Verbraucher sich in dieser Beziehung in einer Schicksalsgemeinschaft befinden, in der es darum geht, für beide die Zukunft zu sichern.

Wunsch nach Kostendeckung

Man möge Verständnis dafür haben, daß namentlich bei den Werken, die in der heutigen Markt- und Beschäftigungslage auf den Zukauf von Schrott in größerem Umfange angewiesen sind, der Wunsch nach Kostendeckung lebendig ist. Selbstverständlich kann man nicht nach den Betriebsverhältnissen des im Augenblick Ungünstigsten kalkulieren. Dies ist auch nicht notwendig, weil je nach den Preisverhältnissen der einzelnen Rohstoffe die Voraussetzungen sich im Laufe von Monaten und Jahren immer wieder verschieben und ausgleichen. Man wird aber diese Fragen behandeln und eine Lösung erarbeiten müssen. Sie wird stark beeinflusst werden durch die Entwicklung der Lohn- und Arbeitszeitfrage sowie der Rohstoffpreise, namentlich für Schrott.

Die eisenschaffende Industrie denkt nicht daran, ihre Finanzierungsaufgaben etwa über den Preis zu Lasten des Verbrauchers lösen zu wollen. Auch ist sie sich völlig klar darüber, daß sie von den aufgetretenen Verteuerungen einen ganz erheblichen Teil selbst wird tragen müssen, der sicherlich nicht in gleichem Umfange auf die Eisenverarbeitung abgewälzt werden kann, wie dies kürzlich in England geschehen ist, wo man laut Veröffentlichung in „Financial Times“ vom 5. Mai 1956 von einer Verteuerung von rund 480 Mill. DM 85% auf die Käufer in Form einer Preiserhöhung abgewälzt hat.

Die deutsche eisenschaffende Industrie glaubt auch in Zukunft gleichermaßen das unterste Niveau in der Montanunion beibehalten zu können. Wenn man die Vorteile aus der Produktivitätssteigerung, die in Zukunft nicht mehr benötigten Beträge für Sonderabschreibungen nach § 36 und sonstige Möglichkeiten zusammenfaßt, wird es für die Eisen- und Stahlindustrie auch kein unzumutbares Opfer bedeuten, die von mir gekennzeichnete Linie einzuhalten.

Das Verhalten der eisenschaffenden Industrie in der Vergangenheit mag einen Beweis dafür geben, daß sie im Interesse der Stabilhaltung des Eisenpreises manches Opfer zu bringen bereit ist. Dazu gehört auch ihr Verzicht auf preisgünstigen Export zu-



Hochofenabstich

gunsten der ausreichenden Versorgung des inländischen Verbrauchers zu niedrigen Preisen. Sie erwartet dann allerdings eine Erinnerung an dieses Bemühen auch in anderen Zeiten.

Die Produktion muß vergrößert werden

Der innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit entstandenen zusätzlichen Kaufkraft von jährlich etwa 10 Mrd. DM kann ein zusätzliches Warenangebot nur aus einer entsprechenden Vergrößerung der Produktion gegenübergestellt werden. Hieraus ergibt sich

bei der allgemeinen Mangellage an Arbeitskräften die Notwendigkeit, durch zusätzliche Investitionen und Hebung der Produktivität, vielleicht in einem gewissen Umfang durch Erleichterung der Einfuhr dieses Warenangebot zu vermitteln. Wir halten es daher für richtig, wenn die Bundesregierung durch steuerpolitische und sonstige Maßnahmen die Investitionsmöglichkeiten in Engpaßgebieten zu verstärken und die Investitionen überall dort zu mäßigen sucht, wo sie im Augenblick nicht unbedingt notwendig erscheinen oder gar nur aus Erwägungen entspringen, steuerliche Möglichkeiten nicht unaus-

genutzt zu lassen. Um dem letzteren Gesichtspunkt zu entsprechen, hat ein maßgebender Vertreter der eisenschaffenden Industrie schon vor längerer Zeit den Vorschlag gemacht, den Unternehmen die Bildung steuerlich begünstigter Aufbau- und Rationalisierungsrücklagen zu gestatten, die auch in ihren Abschreibungsmöglichkeiten den bereits durchgeführten Investitionen gleichgestellt werden sollten.

Ebenso begrüßen wir die stärkere Förderung des steuerlich begünstigten Sparens, damit unter freiwilligem Konsumverzicht diese Mittel zunächst für den wichtigeren Investitionssektor gebunden werden.

Gemeinsamer Markt — Wiedervereinigung

Unsere besonderen Wünsche gelten den Bemühungen der Bundesregierung um die Schaffung eines gemeinsamen europäischen Marktes, den wir uns allerdings nur als eine komplexe Einheit vorstellen können. Der gemeinsame Markt ist bei weiterer Ausdehnung in seiner volkswirtschaftlichen Funktion nur als etwas Unteilbares denkbar. Weitere Teillösungen in einzelnen Branchen betrachten wir als ernste Gefahr. Deshalb wünschen wir auch eine Euratom-Lösung nur als Bestandteil eines umfassenden gemeinsamen Marktes. Allerdings sollte bei Verwirklichung des obersten Zieles der deutschen Politik, der Wiederherstellung der deutschen Einheit, der wirtschaftliche Wiederaufbau der deutschen Ostgebiete eine besondere Berücksichtigung in dem Abkommen über die

Schaffung eines gemeinsamen europäischen Marktes finden.

Immer noch Diskriminierungen

Als Hinterlassenschaft der Besatzungszeit ist ein Teil der Eisen- und Stahlindustrie noch immer einem Rest von Auflagen, Verkaufsverpflichtungen und diskriminierenden Beschränkungen unterworfen, wie sie in keinem anderen Land des Montanunionraumes bekannt sind. Die Zusammenarbeit innerhalb der Montanunion, zu der wir uns immer wieder rückhaltlos bekennen, würde sicherlich einen neuen Auftrieb erfahren, wenn auch diese letzten Überbleibsel besatzungsseitig angeordneter Schlechterstellung im allseitigen Einvernehmen als erledigt angesehen würden.

Wir erkennen die Bemühungen der Hohen Behörde dankbar an, für die weitere Entwicklung der europäischen Eisen- und Stahlindustrie und für die ausreichende Versorgung ihrer Abnehmer die bestmöglichen Voraussetzungen zu schaffen und sind auch in Zukunft zu jeder Mitarbeit in diesem Rahmen bereit, zumal die Grundgedanken der Montanunion sich mit unserer Auffassung der Marktwirtschaft decken. Wir würden es dankbar begrüßen, wenn die Hohe Behörde alle Maßnahmen unterstützte, die der Steigerung der Kohleförderung dienen, auch durch eine großzügige Anwendung der Bestimmungen des Montanvertrages. Hoffentlich läßt sich ein Weg finden, die Schichtprämie des Bergmannes, die immerhin

In der Zurihterei





Umwalzer

schon einen Belegschaftszuwachs von 3000 Mann im Bergbau zur Folge hatte, bei richtiger Handhabung in das System des Montanvertrages einzuordnen.

Dank an die Belegschaften

Am Ende dieses meines Überblickes über die aktuellen Probleme der Eisen- und Stahlindustrie im Zusammenhang mit den Aspekten der künftigen Wirtschaftsentwicklung scheint es mir besonders angebracht, den Belegschaften unserer Eisen- und Stahlwerke für die im abgelaufenen Geschäftsjahr voll-

brachten Leistungen aufrichtig zu danken. Alle unsere Bemühungen um Rationalisierung und Modernisierung unserer Anlagen und damit um eine Produktivitätssteigerung werden zum Scheitern verurteilt bleiben, wenn wir nicht die Fachkräfte in unseren Belegschaften besitzen, die in der Lage sind, mit dem technischen Aufschwung Schritt zu halten. Der Sozialausschuß unserer Wirtschaftsvereinigung hat sich in anerkennenswerter Weise um die Ausbildung des beruflichen Nachwuchses und die Verbesserung der Daseinsbedingungen der Belegschaften verdient gemacht.



Der Betriebsrat gab Bericht

In der Belegschaftsversammlung vom 18. Mai entschuldigte Betriebsratsvorsitzender Dombowski die verspätete Ansetzung der Versammlung mit den Umgruppierungen im Betriebsrat und den durchgeführten Vertrauensmännerwahlen. Er gab einen kurzen Tätigkeitsbericht des Betriebsrats in Verbindung mit all den Fragen, die von besonderer Bedeutung für die Belegschaft sind. Er verwies unter anderem auf die mit dem 3. Mai für die Hochofenbetriebe durchgeführte Arbeitszeitverkürzung und erklärte, daß zügig weitere Betriebe die Arbeitszeitverkürzung erfahren sollten, wie die Zubringerbetriebe, Maschinenabteilung, Sinteranlage, Eisenbahn usw., soweit sie mit den Hochofenbetrieben in Verbindung ständen. Es sei geplant, hier mit der Arbeitszeitverkürzung auf einzelnen Stufen schon vor dem 1. Oktober zu beginnen.

Jugendliche auch auf Mittagschicht

Nach der abgeschlossenen Arbeitsordnung dürften Jugendliche nur auf Morgenschicht beschäftigt werden. Da jedoch mehr Jugendliche als früher eingesetzt sind, ist ihr Einsatz allein für die Morgenschicht nicht mehr möglich. Man müsse deshalb zu einer Änderung in der Art kommen, daß zwar nach Möglichkeit Jugendliche Morgenschicht erhalten, daß ihr Einsatz aber auch für die Mittagschicht gestattet sei. Die vergangene Betriebsratswahl auf der Westfahlenhütte habe „eine Aufregung gebracht“. Zu ihr hätten sich manche Stellen geäußert, die dazu nicht berechtigt seien. (Wer im öffentlichen Leben steht, muß sich die Beachtung der Öffentlichkeit gefallen lassen. D. Red.). Die Wahl sei keine Parteiwahl gewesen, sondern eine Persönlichkeitwahl. Er sei der Meinung, daß Betriebsratswahlen ureigenste Angelegenheit der Belegschaft seien, bei der jeder durch ein Kreuz kenntlich mache, wem er sein Vertrauen gebe.

„Irrtümer auf politischer Ebene“

„Ich möchte hier zum Ausdruck bringen, daß die gemachten Irrtümer auf politischer Ebene nicht nutz-

bringend gewesen sind und daß dieser Zustand sich nach der Neukonstituierung des Betriebsrates verändert und gebessert hat. Die betriebliche und gewerkschaftliche Ebene verlangen unseren geschlossenen Einsatz.“

Er verwies auf die in den Ausschüssen geleistete Arbeit und erwähnte, daß der Sozialausschuß in 17 Sitzungen 80 740,71 DM an notleidende Kollegen bewilligt habe.

Eine Feier der Schwerbeschädigten werde am 30. Juni im „Freischütz“ stattfinden.

Das Betriebsklima

Die Vertrauensmänner hätten erstmalig einen Vorstand gewählt. Es sei der Wunsch des Gesamtbetriebsrates, mit den Vertrauensmännern und ihrem Vorstand vertrauensvoll zusammenzuarbeiten.

„Ich bin der Meinung, daß das Betriebsklima noch einer Reihe von Verbesserungen bedarf. Was nach dem Zusammenbruch unter schwersten Verhältnissen von der Belegschaft aufgebaut wurde, kann und darf nicht vergessen werden. Ich möchte es hier noch einmal öffentlich in Erinnerung bringen. Ohne Unterschied, ob Arbeiter oder Angestellter, sollte bis zur höchsten Spitze von allen zu einem besseren Betriebsklima beigetragen werden. Ich möchte bitten, daß sich jeder durch die Brille des anderen sehen und verstehen lernt.“

Erhöhung der Renten

Albert Pieiffer, Mitglied des Betriebsrates der Hütte und des Aufsichtsrates der Hoesch Werke AG, berichtete über den Verlauf der Hauptversammlung. Auf Veranlassung der Arbeitnehmervertreter habe der Aufsichtsrat beschlossen, daß alle Bezieher von Renten aus der Pensionsordnung eine Übergangszulage von 30 Prozent auf ihre Renten, und zwar rückwirkend ab 1. April 1956, erhielten. Diese Übergangszulage beinhalte keinen Rechtsanspruch; sie könne aufgekündigt werden, wenn der Gesetzgeber in der geplanten Rentenreform zufriedenstellende

Rentenerhöhungen durchführe. „Ich glaube, daß wir unseren alten Kollegen auf diese Weise einen Dienst erwiesen haben, der ihnen zusteht, denn sie alle haben mitgeholfen, unser Werk wiederaufzubauen.“

Weihnachtsgeld und Gewinnbeteiligung

Zu Weihnachten erhalten alle Belegschaftsmitglieder 4 Prozent der Bruttolohn- und -gehaltssumme als Weihnachtsgeld in der bisherigen Form. Bei einer höheren Gewinnbeteiligung der Anteilseigner als 5 Prozent werden je 1 Prozent Dividende $\frac{1}{2}$ Prozent des Jahresbruttolohns und -gehalts als Gewinnbeteiligung gezahlt. In diesem Jahre betrage die Gewinnbeteiligung der Belegschaft 18 Prozent des Monatslohnes oder Gehaltes. Berechnungsmonat sei der Monat März.

„Ich danke dem Vorstand und dem Aufsichtsrat, daß sie erkannt haben, daß es notwendig ist, alle schaffenden Menschen im Betrieb teilhaben zu lassen am Gewinn. Nicht ‚das deutsche Wirtschaftswunder‘ hat den Gewinn ermöglicht, sondern der Fleiß und Aufbauwille aller Schaffenden. In diesem Sinne laßt uns in Zukunft gemeinsam dafür kämpfen, daß die Mitbestimmung gesichert und so schnell wie möglich auch für die Holding geschaffen wird. Denn nur dann gelingt es uns, den gerechten Anteil am Sozialprodukt zu erhalten.“

Arbeitsdirektor Berndsen stellte heraus, daß durch die gute Zusammenarbeit zwischen Vorstand, Betriebsrat und Belegschaft es möglich gewesen sei, im sozialen Bereich so viel zu erreichen. Der Bau neuer Wohnungen bereite noch manche Sorge, doch seien zur Zeit viele Objekte in Bau und Planung.

Was wollen die Vertrauensleute?

Wir unterhielten uns mit dem Vorsitzenden der Vertrauensleute unserer Hütte, Willi Steegmann. Er erklärte uns einleitend:

Die jüngste Vergangenheit hat deutlich aufgezeigt, daß die bisherige Form des gewerkschaftlichen Vertrauensmännerkörpers erneuerungs- und ergänzungsbedürftig war. Bisher bestand in unserem Betrieb ein loses Gremium von über 300 Vertrauensleuten. Diese Vertrauensleute galten mehr oder weniger als Gewerkschaftsfunktionäre und Gehilfen des Betriebsrates, die von Zeit zu Zeit von der Betriebsvertretung einen Tätigkeitsbericht entgegennahmen und im wesentlichen bei Neuwahlen durch Aufstellung von Kandidaten etwas stärker in den Vordergrund traten.

Jetzt haben sich die Vertrauensleute einen siebenköpfigen Vorstand gewählt, in dem die Minderheitengruppen — Angestellte, Frauen, Jugend — vertreten sind.

Was betrachten Sie als Grundlage Ihrer Arbeit?

In einem Mitbestimmungsbetrieb kommt dem Vertrauensmänner-Körper eine besondere Bedeutung zu. Selbstverständlich muß er die Unterstützung der zuständigen Industriegewerkschaft haben. Sie verleiht den notwendigen parteipolitisch neutralen Charakter. Dieser wiederum versetzt ihn in die Lage, das Hineintragen parteipolitischer Auseinandersetzungen in die Betriebe zu verhindern und für die Zukunft unmöglich zu machen.

Was sehen Sie als Aufgabenbereich des Vorstandes der Vertrauensleute?

Es ist zwingend erforderlich, daß der Vorstand der Vertrauensleute ständige und möglichst enge Verbindungen hat, im betrieblichen Raum unmittelbar mit dem Vorstand und der Betriebsvertretung und mittelbar mit dem letzten Mitarbeiter des Betriebes, im überbetrieblichen Raum mit der zuständigen Industriegewerkschaft.

Ein Programm zur Bewältigung des vielseitigen Aufgabenbereichs läßt sich naturgemäß jetzt noch nicht aufstellen. Es erscheint mir aber wesentlich, daß jedes Mitglied des Vertrauensmänner-Körpers monatlich Aufschluß erhält über die Betriebsrattätigkeit, über aktuelle gewerkschaftliche

Fragen und über sonstiges Wissenswertes. Die Aufklärung soll jeden Vertrauensmann in die Lage versetzen, durch Belegschaftsmitglieder an ihn herangetragene Fragen möglichst erschöpfend beantworten zu können.

Eine solche Aufklärung wird dazu beitragen, eine Störung des Arbeitsfriedens, die ja oftmals durch das Nichtunterrichtetsein hervorgerufen wird, unmöglich zu machen und Voraussetzungen für die Erreichung und Erhaltung eines gesunden Betriebsklimas zu schaffen.

Es erscheint notwendig, daß einige Tage vor jeder Belegschaftsversammlung eine Versammlung der Vertrauensleute einberufen wird, in der in einer möglichst regen und offenen Aussprache alle in der Belegschaft anklingenden Sorgen, Nöte und Wünsche behandelt werden.

Für die Schaffung und Erhaltung eines guten Betriebsklimas ist sicherlich entscheidend, daß jeder Mitarbeiter mit seiner Kritik, aber auch mit seinen Vorschlägen durchdringt. Was wird hier geschehen?

Unser Wunsch ist es, mit der Betriebsvertretung ein gutes Vertrauensverhältnis zu schaffen. Jede im Betrieb geübte Kritik, ob mehr oder weniger berechtigt, soll vom jeweiligen Vertrauensmann aufgegriffen und an den Vertrauensleutevorstand weitergeleitet werden. In besonderen Besprechungen mit der Betriebsvertretung bzw. dem betreffenden Ausschuß müssen alle angesprochenen Probleme im Vorwege besprochen, geklärt und, wenn eben möglich, bereinigt werden. Damit soll verhindert werden, daß in künftigen Belegschaftsversammlungen die Betriebsvertretung unnötiger und unsachlicher Kritik ausgesetzt ist, die unter Umständen das Ansehen der Betriebsvertretung schmälern und ihre Verhandlungsbasis mit der Betriebsleitung schwächen könnte. Wir wollen künftig bei allen internen sachlichen Unterschieden nach außen klar sichtbar eine einige Belegschaft sein hinter einem verantwortungsbewußten Vertrauensleutekorper und einem einigen erfolgreichen Betriebsrat.

Verfrüht wäre es, „grundsätzliche Programme“ aufzustellen. Zweifellos wird sich die Tätigkeit des Vertrauensleute-Körpers jeweils den gegebenen Verhältnissen anpassen müssen.

Von links nach rechts: Budzinski, Trömer, Steegmann, Thiemann, Gorny, Latta, Himmeröder



UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Helmut Stragies, Elektrotechnische Abteilung: Die auf seine Veranlassung durchgeführte geänderte Schaltung an den Verbrennungsöfen für die Kohlebestimmung hat sich insofern gut bewährt, als hierdurch der Verbrauch an den Silictheizstäben auf etwa ein Drittel vermindert wird.

G. Tischer, Maschinenabteilung Hochofen: Er hat vorgeschlagen, undichte Heißwindschieberflanschen durch eine Asbestschnur abzudichten, die nach dem Feststemmen mit einem Drahtseil und Spannschloß noch weiter angepreßt wird. Diese Methode hat bei den Versuchen vollen Erfolg gezeigt, so daß sie jetzt bei allen Schieberflanschen angewendet werden soll.

Fritz Hahn und Herbert Koch, Maschinenabteilung Betriebswerkstätten: Wenn bisher die Laufräder an der Katzfahrt der 80-t-Krane in den Stahlwerken gewechselt werden mußten, dann wurden umständlich Konsolen angebracht, auf die man die Druckpumpen stellen konnte. Das Anbringen erforderte jeweils sehr viel Zeit und war mit Unfallgefahren verbunden. Durch die von Hahn und Koch entwickelte Methode, die Stützkonsolen anders zu gestalten und direkt an die Katzfahrt anzuschweißen, so daß sie jederzeit benutzt werden können, ist die Arbeit jetzt in kürzester Zeit und fast ohne Unfallgefahren zu erledigen. Die Stillstandszeiten der Krane werden erheblich vermindert.

Paul Kruckowski und Günter Seckler, Halbzeugstraße: Bei den neuen Walzgerüsten der Halbzeugstraße war das Lösen und Spannen der unteren Zugstange für die Unterwalzenklemmung sehr schwierig, da sie kaum zugänglich war. Durch die jetzt geänderte Konstruktion, die mit geringem Kostenaufwand möglich war, ist die Arbeit wesentlich erleichtert worden und kann in kürzester Zeit erledigt werden. Die Stillstandszeiten werden abgekürzt. Durch einen zweiten Verbesserungsvorschlag, der eine andere Wasserkühlung der Walzen der Halbzeugstraße durchführte, ist eine größere Haltbarkeit der notwendigen glatten Walzenoberfläche möglich geworden. Ein Auswechseln der Walze wegen schlechter Oberfläche wird durch diese Änderung hinausgeschoben, d. h. die Walzen können länger als bisher benutzt werden.

Jubilare Juni 1956

40

BRAUN, JAKOB
Mechanische Werkstätten

RUSING, WALTER
Maschinenabteilung

THIELE, WALTER
Mechanische Werkstätten

25

THOMAS, HEINRICH
Hauptlaboratorium

HELD, EWALD
SM-Stahlwerk

SCHNEIDER, KARL
Kaltwalzwerk

BOLEMAN, KARL
Kaltwalzwerk

SCHURMANN, WILHELM
Eisenbahnwerkstätten

FALK, ERWIN
Elektrotechnische Abteilung

BURGER, RICHARD
Eisenbahnwerkstätten

ROTHKRANZ, PAUL
Werk Barop

Verdienstvolle Mitarbeiter

Hans Kralemann und Alfred Duschek, Steinfabrik, reichten einen guten Vorschlag über die Schonung der Gummitransportbänder bei der Verladung von Erzbriketts ein. Durch die Anbringung eines Kastens über dem Verladeband in der Erzbrikettierung erfolgt nunmehr eine gleichmäßigere Verladung der Briketts.

Otto Kreie, Elektrotechnische Abteilung: Die Reinigung der Umformer für Hochofen I/III, die gemeinsam in einem Raum stehen, konnte bisher nur dann erfolgen, wenn sämtliche Umformer gleichzeitig nicht benötigt wurden, da der bei der Reinigung entstehende Staub die laufenden Maschinen beschädigt hätte. Sämtliche Umformer standen aber nur höchstens an Feiertagen still. Durch die Idee von Kreie, über den jeweils zu reinigenden Umformer einen Holzkasten zu setzen, der mit einer Absaugvorrichtung den Staub nach draußen befördert, wodurch die anderen Umformer nicht gefährdet werden, ist es jetzt möglich, jederzeit die Maschinen zu säubern, wenn es sich als notwendig erweist, ohne daß die anderen Umformer stillgesetzt werden müssen.

Heinrich Sandmeier, Abteilung Hochofen: Bisher erforderte das für die Reinigung der V-Rohre in der Trockengasreinigung notwendige Absperren durch einen Sperrschieber sehr viel Zeit und Kosten. Der von Sandmeier vorgeschlagene Lurgi-Schieber wird die Arbeit verbilligen und die Stillstandszeiten abkürzen.

Otto Kreie und Bernhard Pieper, Elektrotechnische Abteilung: Durch die auf ihren Vorschlag hin erfolgte Änderung der Schalter für Greifer und Lastmagnet der Schlacken-Verladekrane Phosphatmühle ist es jetzt möglich, die Verladearbeiten in der Phosphatmühle mit weniger Störungen durchzuführen und die Krananlagen erheblich zu schonen. Durch die Ausführung eines weiteren Vorschlages von Kreie und Pieper, die Stromschienen nicht mehr genau gerade, sondern schwach wellenförmig zu verlegen, wurde erreicht, daß die Kontaktkohle an den Stromabnehmern jetzt nicht nur an einer Stelle verschleißt, sondern die ganze hierfür vorgesehene Breite von 60 mm ausgenutzt werden kann.

WIR KOMMENTIEREN UND GLOSSIEREN

Keine Kündigung der Tarife

Die große Tarifkommission für die eisenschaffende Industrie von Nordrhein-Westfalen hat mit großer Stimmenmehrheit beschlossen, die geltenden Lohn- und Gehaltstarife für die Beschäftigten der Eisen- und Stahlindustrie des Landes im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht zu kündigen. Wenige Tage vorher waren die Lohn- und Gehaltstarife der eisenverarbeitenden Industrie von Nordrhein-Westfalen von der großen Tarifkommission gekündigt worden.

Die IG Metall hat den Beschluß, die Tarifverträge der eisenschaffenden Industrie nicht zu kündigen, bisher nicht kommentiert. Es mögen gewerkschaftstaktische Fragen mitgestimmt haben. Trotzdem gehört Mut dazu — obwohl fraglos manche Preise teilweise beträchtlich nach oben ziehen —, sich „mit großer Stimmenmehrheit“ zu einem Nein zu entschließen. Das mag bei den Mitgliedern unpopulär sein. Otto Brenner, einer der profiliertesten Köpfe der Gewerkschaftsbewegung, weiß, was er will und was „seine“ gut organisierte und straff disziplinierte IG kann. Er wird sich nicht davon haben leiten lassen, „auf Fußkranke Rücksicht zu nehmen“; das hat er klar bekannt. Gerade deshalb ist die Nichtkündigung der Tarife ein Zeichen weiser Beschränkung, klarer Sicherheit und kühler Überlegung.

Die gewöhnlich gut unterrichtete „Westdeutsche Allgemeine“ bezeichnet als einen der Gründe der Nichtkündigung der Tarifverträge das Streben nach „Wiederherstellung echter Tariffähigkeit. Alle Tarifgespräche in der eisenschaffenden Industrie können in der Stahlindustrie zu keinen einheitlichen Ergebnissen führen, weil in der ersten Nachkriegszeit von den einzelnen Unternehmen erheblich voneinander abweichende Lohnbemessungsgrundlagen entwickelt wurden. Die Mehrzahl der Unternehmen ist wie die Gewerkschaft an einer Vereinheitlichung etwa durch einheitliche Arbeitsplatzbewertung interessiert, weil sonst jede Tarifvereinbarung im luftleeren Raum hängt. Die Vorarbeiten haben die Arbeitsdirektoren im wesentlichen abgeschlossen.“

Das Gegenstück dazu:

In der letzten Belegschaftsversammlung wurde von einem Mitarbeiter der Antrag gestellt, daß die Direktion die Anordnung, wegen der durchzuführenden Arbeitsplatzbewertung keine Lohnkorrekturen vorzunehmen, aufheben möge; gleichzeitig solle eine Erhöhung der Löhne der Arbeiter um —,10 DM und eine entsprechende Erhöhung der Gehälter der Angestellten vorgenommen werden. Diesem Antrag wurde mit freudigem Lächeln zugestimmt. Vielleicht wäre einem Antrag, die Stundenlöhne um 1,— DM und die Gehälter um 100,— DM heraufzusetzen, noch freudiger zugestimmt worden. Aber so etwas entbehrt doch jeder sachlichen Begründung. Man kann auf der einen Seite sich nicht gegen die Arbeitsplatzbewertung wenden, um auf der anderen Seite eine Lohnforderung damit zu begründen, daß die Arbeitsplatzbewertung, soweit sie durchgeführt sei, den betroffenen Kollegen finanzielle Vorteile und mithin den Nichtbetroffenen finanzielle Nachteile gebracht habe.

Wir liegen mit an der Spitze der vergleichbaren Lohnskala Westdeutschlands. Das heißt nicht, daß wir im Lohn und Gehalt auf der Stelle treten wollen. Das heißt aber, daß wir jedwede Forderung klar abstimmen, daß wir uns für Vertretbares einsetzen. Ein solcher Antrag — und mag er auch einstimmig angenommen sein (übrigens: wer würde eine Lohnerhöhung ablehnen!) — aber ist u. E. nicht vertretbar —, ganz abgesehen davon, daß die KP-Zentrale die Anweisung an alle Funktionäre gegeben hatte, in allen Betrieben eine Lohnerhöhung von 0,10 DM zu verlangen, um die anstehenden Lohn- und Arbeitszeitgespräche zu stören. Das sollte jedem unserer Mitarbeiter zu denken geben.

800000 Kilo Feingold

Einen ganzen Güterzug mit 53 Wagen, die jeweils 15 Tonnen fassen, könnte man mit den in den Stahltresoren der Bank deutscher Länder

In Ausübung seines Berufes
verunglückte tödlich unser
Mitarbeiter

Reinhold Fischer

Maschinenabteilung Hochofen

Auf dem Heimwege von seiner
Arbeitsstelle verunglückte
tödlich unser Mitarbeiter

Anton Jorra

Kaltwalzwerk

Vorstand, Betriebsvertretung
und Belegschaft betrauern
ihren Tod und werden ihnen
ein ehrendes Gedenken
bewahren

Fräulein Inge, ich diktieren

Jeder von uns Sachbearbeitern und Bürovorstehern, Betriebschefs, Abteilungsleitern und sonstigen Diktatgewaltigen denkt zu selten und zu wenig — ich klopfe zerknirscht an meine Brust, vielleicht klopfen andere mit — an seine Mitarbeiterin, Schreibkraft, Stenotypistin, Sekretärin. Man könnte beispielsweise, ohne die wohl erworbenen Rechte der eigenen Ehefrau zu gefährden und ohne das selbstverständliche Tabu — berühre „die vom Büro!“ mit keinem Finger — anzuticken, folgenden Brief übernehmen — bitte: nicht mit der Hand schreiben, immer diktieren, das gibt Distanz:

Liebes Fräulein Inge!

Voller Ehrfurcht verneige ich mich vor Ihnen, dem meistgeplagten, dauernd gehetzten, für alles verantwortlichen und dabei einzigen stets freundlichen und hilfsbereiten Wesen unseres Büros. Bewundernd habe ich oft beobachtet, wie Sie zehn Arbeiten zugleich erledigten und dabei noch die Zeit fanden, zu lächeln.

Ich muß Ihnen heute ein Geständnis machen: Ich verehere Sie. Die Art, wie Sie mir das Büro zur zweiten Heimat gemacht haben, wie Sie immer zur rechten Zeit da sind, wenn man Sie benötigt, wie Sie finden, was wir verlegt haben, wie Sie es verstehen, das Büro auf eine taktvolle, diskrete Weise hermetisch abzuriegeln, wenn wir einmal der Ruhe bedürfen, und nicht zuletzt, wie Sie Kaffee kochen können — einen Kaffee, wie es auf der ganzen Welt keinen zweiten gibt, das alles ist so unvergleichlich, so liebenswert an Ihnen.

Wie oft habe ich ein schlechtes Gewissen. Wenn ich morgens unausgeschlafen und brummig bin, wenn ich undankbar und unzufrieden über jede Kleinigkeit zu meckern habe, wenn ich Ihnen bei Dienstschaft noch „rasch“ drei Briefe und zwei Artikel diktieren, obwohl ich weiß, daß Sie gerade heute pünktlich gehen wollen...

Reumütig gehe ich in mich und verspreche Ihnen hiermit feierlich: Das soll in Zukunft anders werden! Ich werde mich von jetzt an bemühen, stets nett und zuvorkommend zu Ihnen zu sein — und daß ich es nicht vergesse: Sobald wir aus dem größten Zeitdruck heraus sind, sollen Sie auch endlich Ihren Urlaub nehmen, den Sie sich schon lange redlich verdient haben...

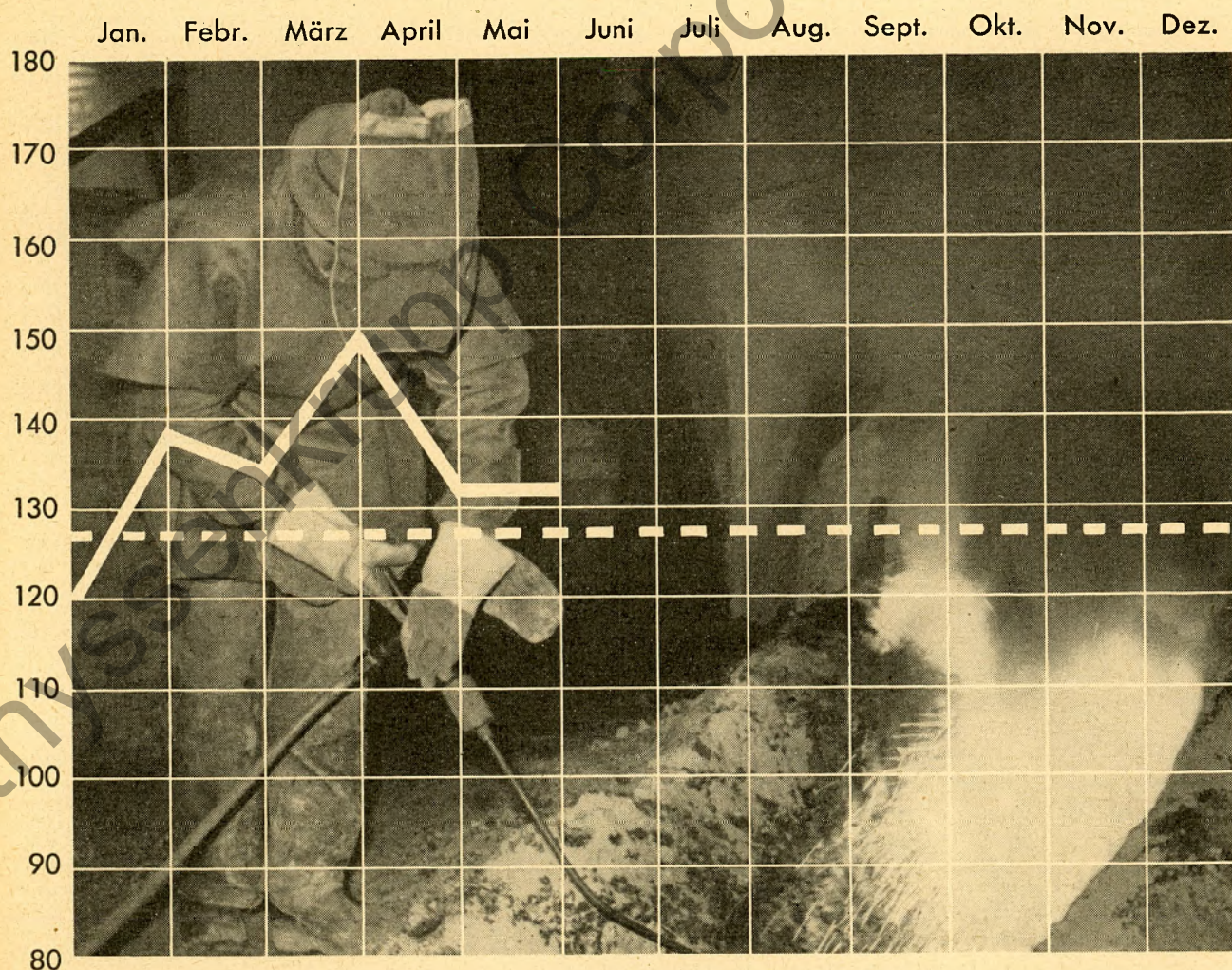
Verdient haben, verdient haben... Donnerwetter noch einmal! Jetzt habe ich den Faden verloren. Dann geben Sie mir mal eben die Korrespondenz mit der Dingszeitung. Und die Presseauszüge der letzten Woche. Da war doch auch noch irgendein Brief von dem Ommes, na, wie heißt der noch? Dr. Meier. Nee, ich glaube Schulze. Na ja, Sie wissen schon. Los, los doch, Inge! Sie müssen sich endlich einmal merken: Unser Grundsatz heißt Tempo, Tempo, Tempo! Schreiben wir wenigstens noch die Überschrift:
Haupttitel: An meine Sekretärin.
Drunter halbfett: Beinahe eine Liebeserklärung.
Na ja, Fräulein Inge! Das wird hin-
hauen! Oder etwa nicht?

angesammelten Goldbarren beladen. Wie die „Financial Times“ dieser Tage berichtete, verfügt die Bundesrepublik derzeit nach den Vereinigten Staaten über die größte Gold- und Dollarreserve aller Länder der westlichen Welt. Während die Rücklagen des Sterling-Blocks in den letzten Monaten ständig zusammenschrumpften, nahmen die deutschen Reserven 1955 um 365 Millionen Dollar zu. Allein die Goldbestände (ohne die jederzeit in Gold umwandelbaren Dollarguthaben) belaufen sich auf 3,8 Milliarden DM. Das entspricht nahezu 800 000 Kilo Feingold. Die deutschen Banknoten sind dadurch fast völlig „gedeckt“ — weit mehr übrigens als selbst im Kaiserreich, in dem das Papiergeld nur zu einem Drittel in Gold umwechselbar zu sein brauchte.

Wohin treibt die Konjunktur?

Trotz des Goldes haben wir unsere Sorgen: die Konjunktur. Treibt sie uns? Treiben wir sie? Haben wir Einwirkungsmöglichkeiten? Ferdinand Fried meint: wir hätten Grund genug zur Vorsicht... „Denn nun spitzen sich die verschiedenen Entwicklungslinien der Wirtschaft aufeinander zu: die ersten großen Rüstungsaufträge, besonders Kasernenbauten, laufen an und verschlingen wahrscheinlich zwei Milliarden, die Landwirtschaft wird mit einer Milliarde noch in diesem Jahr neuen Auftrieb erhalten. Zu den überforderten Investitionsgüterindustrien kämen in diesem Jahr noch die Konsumindustrien hinzu, die Arbeitskräfte werden immer knapper, weil viele junge Leute Soldaten werden und nun bald

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG



— — Jahresdurchschnitt 1955 = 128 533 t Nachkriegshöchstherzeugung März 1956 = 148 765 t Vorkriegshöchstherzeugung März 1939 = 123 536 t

die schwachen Jahrgänge nachwachsen. Es ist also durchaus möglich, daß man diese Probleme oder Engpässe nicht mehr mit der freien Wirtschaft meistern kann und daß man doch hier und da behutsame Eingriffe und Lenkungsmaßnahmen vornehmen muß.

Im Hintergrund: Angst vor dem Rückschlag

Das ist aber gewissermaßen nur die vordergründige Lage der Wirtschaft. Im Hintergrund schlummert immer noch der Alptraum von einem Rückschlag, von einer möglichen Krise. Die grundsätzliche Seite dieser Frage, in die kürzlich so anerkannte Autoritäten wie Prof. Albert L. Hahn und Prof. Baade mit ganz entgegengesetzten Meinungen eingriffen, soll in diesem Zusammenhang gar nicht erörtert werden. Viel wichtiger ist zunächst das Problem der Krisenanfälligkeit der deutschen Wirtschaft überhaupt. Maßgebende Wirtschaftsführer sind der Ansicht, daß wir auch bei einem kleinen Rückschlag vor unabsehbaren Folgen stehen, weil der ganze Wiederaufbau und die Wirtschaft im Grunde nur mit kurzfristigen Krediten finanziert worden sind. Aber die weitere Betrachtung dieser Konsequenzen führt schließlich immer wieder zu unserer umstrittenen Steuerpolitik, und da ist bisher nur tauben Ohren gepredigt worden . . .

Natürlich stehen jetzt alle Weisen am Wirtschaftsbarometer und klopfen besorgt oder ungeduldig daran herum, aber wie beim Wetter kann es auch in der Wirtschaftskonjunktur plötzliche Überraschungen und Einbrüche geben. Aber man hat den Ablauf der Dinge hier wohl mehr in der Hand als beim Wetter und als vor fünfundzwanzig Jahren (als die große Wirtschaftskrise begann). Wesentlich ist es auch, daß wir heute nicht mehr wie damals mit einem psychologischen Schock zu rechnen haben, der in eine Panik ausartet.“

Und was meint die Börse?

Unter mehrfachen Schwankungen hatten die westdeutschen Börsen im Mai auf allen Marktgebieten empfindliche Rückschläge zu verzeichnen. Montanwerte, die schon im Vormonat schwächer lagen, hatten im Rahmen der allgemeinen Kursentwicklung Rückgänge um rund 10% aufzuweisen. Bei Hoesch (./ 3%) haben die Ausführungen in der HV über die zufriedenstellende Entwicklung angeregt. Die Gesellschaft hat in den letzten vier Geschäftsjahren 548 Mill. DM, also das Doppelte des Aktienkapitals, investiert, wovon rund 76% aus eigenen Mitteln aufgebracht wurden. Das laufende Investitionsprogramm erfordert 450 Mill. DM, von denen 250 Mill. DM bereits bezahlt wurden, während die restlichen 200 Mill. DM bis 1957/58 aufzubringen sind. Nach Fertigstellung der neuen Anlagen wird die Stahlkapazität über 2 Mill. t jährlich betragen. Eine neue Breitbandstraße mit einer Monatsproduktion von 40 000 t wird im Herbst 1957 in Betrieb genommen; sie kann ohne größere Kosten auf 60 000 t erweitert werden.

Bei den Werten des Steinkohlenbergbaus betrugen die Kursrückgänge meist 8 bis 10%.

Unverkennbar zeigt die konjunkturelle Entwicklung im Ausland — vor allem in den USA, aber auch in England — in der letzten Zeit gewisse Schwächemomente. Schon im Hinblick hierauf erscheint die Forderung der deutschen Wirtschaft nach einem klaren Konjunkturprogramm der Regierung als berechtigt. Insbesondere müßten dabei die Investitionen der öffentlichen Hand auf ein vertretbares Maß beschränkt werden, nachdem es sich immer deutlicher herausgestellt hat, daß kreditrestriktive Maßnahmen auf diesem Gebiet ohne Einfluß sind. Ein zielbewußtes Regierungsprogramm würde zweifellos auch der BdL die Handhabe zu einer Lockerung ihrer Kreditpolitik bieten, wodurch zugleich eine Wiederherstellung der Funktionsfähigkeit des Kapital- und Geldmarktes angebahnt würde.



Familien-Ausflug

Mit Kind und Kegel ziehen sie
hinaus in Wald und Flur.
Der Vater trägt das Freßpaket,
die Tante schleppt am eigenen Speck,
Mama preist die Natur.

Die Sonne dörrt die Kehlen aus.
Sie machen häufig halt.
Die Unterwäsche klebt am Steiß.
Der Jüngste brüllt nach Speiseeis.
Und endlich kommt der Wald.

Sie okkupieren die Natur
mit Fernrohr, Foto, Hund.
Das Gras legt sich vor Kummer
schief,
Der Vater mahnt: Nun atmet tief!
Ozon ist kerngesund!

Sie packen ihre Stullen aus,
ringsum liegt Wurstpapier.
Die Tante jubiliert: Ein Reh!
Der Sohn wirft Steine in den See.
Der Vater lechzt nach Bier.

Sie singen, reißen Blumen aus
und stampfen querfeldein.
Der Himmel zieht die Stirne kraus
und schüttet seinen Segen aus
und weicht die Bande ein.

Zu Boden fällt der Blumenstrauß,
sie stürmen auf die Bahn.
Der Tante Kleid ist dreckbetupft,
die Mama niest, der Vater schnupft,
der Sprößling heult spontan.

Die Wanderlust ist nun dahin
samt Tantes Sommerkleid.
Und nur im fernen Waldrevier
verhofit ein Reh am Wurstpapier
und denkt: Der Wald kann nichts
jedoch, er tut mir leid [dafür,

FRANZ BRANDWEIN

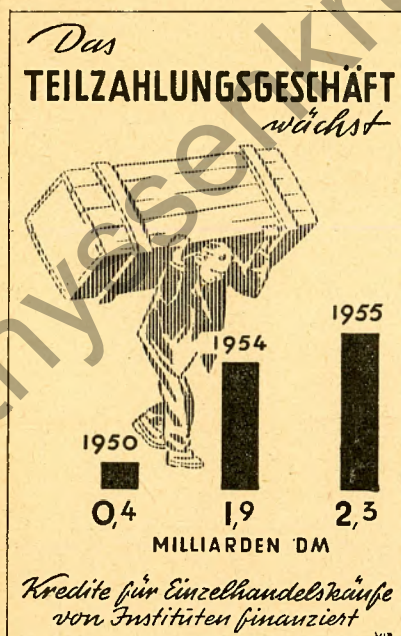


Wir geben mehr fürs Essen aus

7,4 Mrd. DM hat die Bevölkerung der Bundesrepublik im Jahre 1954 für Lebensmittel mehr ausgegeben als 1950. 40 Prozent dieser Mehrausgaben gingen allerdings auf Preissteigerungen zurück. 60 Prozent der Mehrausgaben entstanden, weil größere Mengen und qualitativ hochwertigere Produkte gekauft wurden. Vor allem stieg der Fleischkonsum lebhaft an. Die berühmten vierköpfigen Arbeitnehmerhaushaltungen der mittleren Einkommensgruppe melden z. B. einen dreifachen Schinkenkonsum.

Das Teilzahlungsgeschäft wächst

Es ist statistisch nachgewiesen, daß 15% aller Einzelhandelskäufe nicht bar bezahlt werden. Unser Schaubild zeigt nur das kontrollierbare Anwachsen der über Kreditinstitute abgewickelten Teilzahlungsgeschäfte. Die freihändig finanzierten Kredite liegen viel höher und werden für 1955 auf rund 7 Milliarden DM geschätzt.



TECHNIK und PRODUKTION

Hohe Behörde legt die Karten offen

Die Hohe Behörde der Montanunion hat von 1953 bis Ende 1955 Einnahmen von 143,55 Millionen Dollar gehabt, wovon 140,3 Millionen Dollar auf die von den Unternehmen der Gemeinschaft gezahlte Umlage entfielen.

Die Einnahmen aus der Umlagezahlung der einzelnen Länder der Gemeinschaft setzten sich wie folgt zusammen (alles in Millionen Dollar): Bundesrepublik 65,93 (Anteil 47 Prozent), Frankreich/Saargebiet 41,20 (29), Belgien 15,50 (11), Italien 8,04 (6), Niederlande 5,23 (4) und Luxemburg 4,40 (3).

Die Ausgaben der Montanorgane für Verwaltungskosten sowie Forschungs- und Anpassungsleistungen beliefen sich im Berichtsraum auf 24,55 Millionen Dollar. Insgesamt 119 Millionen Dollar wurden auf verschiedene Fonds überwiesen oder zurückgestellt. Der Garantiefonds konnte bis Ende 1955 auf 95 Millionen Dollar aufgestockt werden und wird voraussichtlich Mitte 1956 die vorgesehene Höhe von 100 Millionen Dollar erreichen. Für die Finanzierung von Anpassungsmaßnahmen wurden 15,9, für die Finanzierung von Forschungsarbeiten 3,6 und für Verwaltungskosten 4,5 Millionen Dollar zurückgestellt.

Von den sechs langfristigen Anleihen der Hohen Behörde in Höhe von zusammen 117,4 Millionen Dollar entfielen 100 Millionen Dollar auf die US-Anleihe, von der deutsche Unternehmen 47,6 Millionen Dollar erhielten. Zur Durchführung des ersten Arbeiterwohnungsbauprogramms der Hohen Behörde wurden 25 Millionen Dollar bereitgestellt, wovon 11,9 Millionen Dollar auf die Bundesrepublik entfielen.

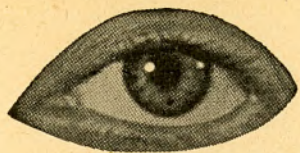
Die Ausgleichsumlage für den belgischen und italienischen Kohlenbergbau, die in der Übergangszeit neben der Umlage erhoben wird, hat im Berichtszeitraum 40,3 Millionen Dollar erbracht. Davon brachten die Bundesrepublik 37,0 und die Niederlande 3,3 Millionen Dollar auf. An belgische Zechen wurden bisher 32,4 und an italienische Zechen 6,0 Millionen Dollar ausgezahlt. Der Fonds hat einen Bestand von 1,9 Millionen Dollar.

Der künftige Stahlbedarf in der Montanunion

Stahlunternehmer, Gewerkschaftler und Wirtschaftswissenschaftler aus den sechs Ländern der Montanunion sind der Ansicht, daß die Gemeinschaft im Jahre 1960 insgesamt 67 Mill. t Rohstahl erzeugen müßte, um sowohl ihren eigenen Bedarf als auch die Nachfrage dritter Länder zu decken. Im Jahre 1955 wurden in der Montanunion 52,5 Mill. t Stahl gegenüber 44 Mill. t 1954 erzeugt. Augenblicklich erreicht die Stahlerzeugung in der Gemeinschaft bereits eine Jahresrate von 56 Mill. t. In einem Vorbericht an den Koordinierungsausschuß zur Ermittlung der allgemeinen Ziele rechnen die von der Hohen Behörde zusammengerufenen Unternehmer, Gewerkschaftler und Professoren für 1960 mit einem internen Stahlbedarf der Gemeinschaft von 58,4 Mill. t gegenüber 42,4 Mill. t auf 8,5 Mill. t, wobei mit einem Rückgang der Ausfuhr nach Großbritannien und den USA und einer Zunahme nach den übrigen Drittländern gerechnet wird. In der Bundesrepublik wird mit einem inneren Stahlbedarf von 29,5 gegenüber 20,9 Mill. t im letzten Jahr gerechnet, während Frankreich voraussichtlich 13,2 Mill. t gegenüber 10 Mill. t Eigenverbrauch haben soll. Die Ermittlungen stellen erst eine Vorschätzung des Ausschusses dar, die nach Studium im Koordinierungsausschuß noch berichtet werden könnte. Die Hohe Behörde hofft, bis zum Herbst das definitive Dokument über die „allgemeinen Ziele“ vorlegen zu können.

Arbeiter kaufen Autos

Weshalb auch nicht! Deshalb wollen wir sagen: erfreulicherweise ist die Zahl der Autokäufe — es sind hierbei nur fabrikneue Wagen erfaßt — westdeutscher Nichtselbständiger im Jahre 1955 gegenüber 1954 beträchtlich gestiegen, und zwar bei Beamten von 10 700 auf 18 300, bei Angestellten von 30 500 auf 53 500 und bei Arbeitern von 8800 auf 26 700. Die Steigerung des Kaufes neuer Pkw. beträgt mithin bei den Beamten 71 Prozent, bei den Angestellten 75 Prozent, bei den Arbeitern 202 Prozent.



BLICK IN DIE PRESSE

Für Totengräber

Der ehemalige Nazi-Polizeipräsident von Lübeck, SS-General Schröder, verlangt einen Schadenersatz von rund 60 000 DM, weil die Alliierten ihn aus seiner Villa warfen. Der ehemalige Oberreichsanwalt beim „Volksgerechthof“, Dr. Lautz, erhält eine monatliche Pension von 1342 DM. Dr. Lippert, während der Nazizeit Oberbürgermeister von Berlin, verlangt eine Monatspension von 1400 DM und eine Nachzahlung von 80 000 DM. Polizeirat Anton, während der Nazizeit Polizeirat in Lübeck, verklagte die Stadt Lübeck mit Erfolg auf Zahlung einer Entschädigung von 18 000 DM. Der ehemalige Oberbürgermeister von Bielefeld und Kreisleiter der NSDAP erhielt eine Nachzahlung in Höhe von 21 000 DM. Der ehemalige Oberbürgermeister von Dortmund, Dr. Pagenkopf, erhält eine Nachzahlung von 42 000 DM. Der ehemalige Chef der Gestapo und spätere Regierungspräsident von Hannover, Diels, bezieht schon seit Jahren eine monatliche Pension im Wartestand von 700 DM und — arbeitet zur Zeit an einem Hitlerbuch. Das sind nur einige von den vielen Forderungen, die ehemalige aktive Führer der Nazipartei an die Demokratie stellen, und leider mit Erfolg. Ich denke noch an die Fälle Schörner, Schlüter, Raeder usw. Muß den Sozialrentnern, Witwen und Waisen und den Geschädigten des Naziregimes nicht die Galle überlaufen, wenn sie von der Großzügigkeit des Staates gegenüber diesen Ehemaligen erfahren? Wogegen sie um eine Groschenzulage lange kämpfen müssen.

(Druck und Papier)

Montanunion

Während die Arbeitgeberorganisationen mit warmen Worten und angeblich heißem Herzen den Gedanken des wirtschaftlichen Zusammenschlusses begrüßten, meldeten die Gewerkschaften gegen die Konstruktion, vor allen Dingen aber gegen bestimmte Stellen des Vertragstextes, Bedenken an. Das war vor mehr als vier Jahren. Heute hat sich das Bild gewandelt. Heute zählen die ehemaligen Befürworter zu den großen Skeptikern, die das Experiment als gescheitert ansehen möchten: Es gab damals deutsche Stimmen, die meinten, wenn die Montanunion Wirklichkeit geworden ist, wird sich zeigen, daß deutsche Initiative und deutscher Fleiß ausreichen, um eine dominierende Stellung zu erreichen. Schließlich wird sich diese Tatsache dann auch in den Erfolgsrechnungen der Unternehmungen

auswirken. Diese Rechnung ging nicht auf. Die einsetzende Konjunktur, die gemeinhin als überhitzt bezeichnet wird, ließ Bitterkeit bei jenen Tüchtigen gegen die Montanunion aufkommen. Denn es ist so eine Sache mit der Konjunktur. Ein hervorstechendes Merkmal sind steigende Preise und steigende Gewinne. Die Montanunion hat sich in den vergangenen Jahren nämlich bemüht, das Preisniveau auf den Märkten, die ihrer Kontrolle unterliegen, stabil zu halten. Wenn auch vielleicht noch hätte mehr getan werden können, so muß doch um der Wahrheit willen festgestellt werden, daß die Bestrebungen der Hohen Behörde nicht ohne Erfolg blieben. Das paßt einigen Produzenten nicht. Denn „tüchtig sein“ heißt in der Wirtschaft, Gelegenheiten, die sich bieten, auszunutzen; auch dann, wenn es zu Lasten weiter Verbraucherschichten geht.

(Bergbau-Industrie)

Arbeitszeitverkürzungen dringendes Erfordernis

„... Der Krieg ist seit elf Jahren vorbei. In einer beispielhaften Leistung haben die deutschen Arbeitnehmer und darüber hinaus die gesamte deutsche Bevölkerung mittels langer Arbeitszeiten und unter Verzicht auf ausreichende Löhne und Zahlung überhöhter Preise den Wiederaufbau unserer zerstörten Werkstätten ermöglicht. Heute zeigen sich die Folgen des Raubbaues an der Arbeitskraft. Laufend steigen die Zahlen der Unfälle, Erkrankungen und Frühinvaliden. 40 Prozent aller Menschen sterben den Herztod als Folge ständiger Übermüdung und Erschöpfung. Die Schäden tragen wir alle gemeinsam. Welchen Sinn hat es, die Warnungen der Ärzte zu mißachten und für eine immer größer werdende Armee von Menschen zu produzieren, die frühzeitig zu Invaliden werden? Deutschland hat aber mangels ausreichender Rohstoffe kein kostbareres Gut als seine Arbeitskraft, die es zu schützen und zu erhalten gilt, wenn wir nicht eines Tages von den anderen Ländern wirtschaftlich und sozial abgehängt werden wollen. — Nach über 4jähriger öffentlicher Diskussion kommt es jetzt langsam darauf an, daß mit Arbeitszeitverkürzungen in größerem Umfang Ernst gemacht wird.“

(„Das Thema des Monats“)

Muße als Sinn menschlicher Arbeit

„... Was ist der Sinn menschlicher Arbeit überhaupt? In diese Entscheidungsfrage stößt die zweite gewerkschaftliche Begründung für die Einführung der 40-Stunden-Woche. — Es wäre eine tödliche Verengung menschlichen Daseins, wenn in der Konsequenz des modernen Arbeitsethos der Lebenssinn in der ‚Arbeit‘ gesucht würde. Tatsächlich ist der Lebensraum des Menschen umfassender als die Welt der täglichen Betriebsarbeit, und ergreift neben der Welt des Materiellen vor allem das Seelische und Geistige... Die Arbeitswelt gehört wesentlich mit zur Welt des Menschen. Das muß ent-

schieden herausgestellt werden, um einem Mißverständnis zuvorzukommen... Aber er (der Mensch) muß auch wissen, daß solche ‚Arbeit‘ nicht alles und nicht das Letzte ist... Professor Heuss hat auf dem Frankfurter DGB-Bundeskongreß es als Ziel gewerkschaftlicher Arbeit so dargestellt: ‚Menschen in Muße.‘ — Wir arbeiten also nicht, um zu arbeiten, wir leben auch nicht, um zu arbeiten. Das wäre eine unmenschliche Sinngebung der Arbeit. Vielmehr arbeiten wir, um zu leben, deutlicher noch, um ‚menschenswürdig‘ zu leben. Wir müssen also wissen, was der Mensch ist, um ein menschenwürdiges Leben führen zu können. — Sicher ist ein menschenwürdiges Leben mehr, als bloße ‚Freizeit‘ zu haben. Im Wort vom ‚Feierabend‘ klingt noch etwas von dem, was mit der ‚Muße‘ gemeint ist: nicht bloße Arbeits- und Verschnaufpause und entspannendes Wochenend. Was ist also ‚Muße‘? Aristoteles sagt: Wir arbeiten, um einen Raum an Zeit zu gewinnen, der nicht mit Geschäftigkeit und ‚Betrieb‘ und nutzender Tätigkeit ausgefüllt ist...“

(Christlich-soziale, gesellschafts-politische Kommentare)

Lohnerhöhungen in USA-Betrieb auf Gewerkschafts- mitglieder beschränkt

Am 1. April 1956 traten die im letztjährigen Vertrag zwischen dem amerikanischen Automobilarbeiterverband (UAW) und der Chrysler Corporation für 1956 vereinbarten automatischen Lohnerhöhungen von 2½ Prozent in Kraft. Die bei Chrysler beschäftigten Arbeiter sind zu 100 Prozent organisiert, die Angestellten jedoch nur teilweise. Vertragsgemäß erhielten nur die bei der UAW organisierten Angestellten die vereinbarte automatische Lohnerhöhung.

(Metall- und Bergarbeiter)

Ein Betriebsrat greift ein

Die Tatsache, daß einige Mitarbeiter in den letzten Monaten höhere Kreditschulden aufgenommen haben, als sie zurückzahlen können, hat den Betriebsrat der Hamburger Gummiwerke Phoenix AG veranlaßt, mit der Geschäftsleitung eine neue Betriebsvereinbarung abzuschließen. Auf diese Weise wollen Geschäftsleitung und Betriebsrat die Verpfändung von Löhnen und Gehältern an dritte Personen wirkungsvoll verhindern. In der Betriebsvereinbarung heißt es: Eine Abtretung oder Verpfändung vom Gehalt oder Lohnanteil an Dritte ist mit der in § 399 des BGB vorgeschriebenen Wirkung für alle Angehörige der Belegschaft ausgeschlossen und verboten. Werden Gehalts- oder Lohnanteile von dritter Seite im Wege der Zwangsvollstreckung gepfändet, so kann im Einvernehmen mit dem Betriebsrat das Arbeitsverhältnis zum nächst zulässigen Termin aufgekündigt werden, wenn die Pfändung auf ein wiederholt leichtfertiges und unverantwortliches Handeln des Belegschaftsmitgliedes zurückzuführen ist.

(Neue Rhein-Zeitung)

Sähst du ihn einmal nur

Sähst du ihn einmal nur am Walz-
[gerüst,
Wie bitter hättest du das scharfe
[Wort gebüßt,
Das seiner Schlaftheit galt.
Denn: wen der Stahl in Pflicht
[genommen hat,
Den nährt er; gibt ihm Kleidung, macht
[ihn satt
Und — ausgebrannt und kalt.
Statt deiner Worte bitteren Verdruß
Gib deine Wärme ihm mit deinem
[Kuß,
Der ihm die Liebe zeigt.
Gib ihm das Glück, das solche Arbeit
[lohnt,
Gib ihm das Heim, darin der Friede
[wohnt,
Mach ihm das Schwere leicht.

Franz Kurowski



Die Quintessenz . . .

. . . einer praktischen Idee:

Vier geplagte Hausfrauen starteten vor kurzem das „Unternehmen Staubsauger“, bei dem sie gemeinsam dem Hausputz zu Leibe rücken. Nacheinander bringen sie „im Quartett“ alle vier Wohnungen auf Hochglanz und entdecken dabei immer bessere Methoden und Hilfsmittel, die ihnen die Arbeit erleichtern. Der Tag des Großreinemachens ist keine Plage mehr; sie sehen ihm als einer Gelegenheit entgegen, bei der sie sich mit jemandem aussprechen können, und sie haben das Gefühl, nicht nur bessere Hausfrauen, sondern auch bessere Nachbarinnen geworden zu sein.



Schutzbedürftig

Eine Französin, noch sehr jung, aber doch schon alt genug, daß sich die Männer nach ihr umschauten, fühlte sich, während sie durch Paris bummelte, von einem Mann verfolgt. Sie rannte zu einem Polizisten und sagte zu ihm: „Oh, Herr Wachtmeister, bitte schützen Sie mich, der Mann dort verfolgt mich!“

„Ich bin untröstlich, Mademoiselle, daß meine Pflicht mich daran hindert, das gleiche zu tun!“ antwortete der Hüter des Gesetzes galant — und fuhr gelassen fort, den Verkehr zu regeln.

Aus: DAS BESTE aus READER'S DIGEST

Das interessiert die Frau

Liebe erhält gesund!

Vierundvierzig namhafte amerikanische Ärzte und medizinische Wissenschaftler haben in Los Angeles zwanzig Thesen aufgestellt, wie der Mensch leben muß, um ein Höchstalter bei bester Gesundheit zu erreichen. Neben der richtigen Ernährungsweise, ausreichendem täglichem Aufenthalt im Freien, möglichst Wasser- und Waldgegend, Höhen- und Tiefenlage wechselnd, bezeichnen die Gelehrten die Liebe als einen entscheidenden Faktor eines langen Lebens. Menschen, die ohne Liebe leben, die stumpfsinnig und pessimistisch durch den Alltag grübeln, die an jedem Mitmenschen etwas auszusetzen haben und die nichts von der Liebe halten, sie nur zur Satire und zum Zynismus benutzen, stehen eines Tages nicht allein vor einer seelischen Leere, sie stehen auch zu 80 Prozent aller Fälle am Rande einer Krankheit, womöglich vor einem gesundheitlichen Ruin.

„Wer liebt, tut etwas für seine Gesundheit“, ist ein Wort des bekannten amerikanischen Chirurgen und Spezialisten für organische Leiden, Professor Dr. Reppersway. „In der Liebe durchschwebt der Mensch bekanntlich alle Höhen und Tiefen des Seelenlebens. Das wirkt als Ausgleichsbarometer der Gesundheit. Von zehn Patienten, die ich behandelte, wollten sieben von der Liebe nichts wissen. Sie nahmen sie so tragisch, daß ihre Gesundheit darunter litt. Das heißt, wer gesund bleiben will, kann die Liebe natürlich tragisch nehmen, aber er darf auf Grund ihrer Tragik nicht an ihr verzweifeln und sich von ihr wenden. Sie ist ein Lebenselement der Schöpfung und wesentlicher Mosaikstein menschlichen Daseins und der Gesundheit!“

Auf fünfhundert Männer und Frauen kommen durchschnittlich fünfzehn Personen, die unter Komplexen leiden, sich als Liebesgegner bezeichnen und die in fast allen Fällen eine unterdurchschnittliche Gesundheit zu beklagen haben. Ihnen hilft nur die Autosuggestion. Es gibt Spezialisten, die sie von ihren Negativvorstellungen befreien und Mittel der Autosuggestion lehren. Wie es in der allgemeinen Gesunderhaltung sehr oft auf den Willen ankommt, so läßt sich auch die Liebe als Faktor eines längeren Lebens mit suggestiven Mitteln neu erschließen.

Die amerikanischen Wissenschaftler haben an sich nur betont und wiederholt, was zu den zehn Lebensweisheiten gehört. Eine von ihnen ist, daß derjenige nicht so leicht kränkt, der das Leben in überwiegendem Maße durch die rosige Brille sieht. Wer mit seinem Schicksal zufrieden ist, wer sich an der Natur erfreut und wer die Liebe nimmt, wie sie ist, mal heiter, mal trübe, wer sich auf Grund der Lebensweisheiten eines oder auch zweier Jahrzehnte suggestiv so bildet, daß er dem Leben die schönsten Seiten abringt, der braucht um sein gesegnetes Alter nicht bang zu sein.

Natürlich ist hier ein bekanntes Wort am Platze: Von der Liebe allein kann man nicht leben! Natürlich nicht. Aber sie darf im Leben des einzelnen auf keinen Fall zum negativen Lebenselement werden; sie darf nicht Ursprung ständiger Resignation, immer neuer Verzweiflung sein. Deshalb muß die Liebe eines jeden in seinem Leben einen Platz im Vordergrund, am besten in der Sonne einnehmen.

„Der Mensch, ob Mann oder Frau“, sagt Prof. Reppersway, „ist ein Hoffnungsgeschöpf. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er sich beim Rückblick auf die Vergangenheit hauptsächlich aller guten Dinge entsinnt. Und deshalb ist es für seine Gesundheit von so großer Wichtigkeit, daß er auch in der Liebe nie verzagt und unter ihrem schönen Joch nicht nur leidet, sondern diese Leiden schnell zu neuen Höhen überwindet; denn so erhält er sich gesund, und die Liebe begleitet ihn bis ins hohe Alter!“



Unser Briefkasten

Josef Gail, Polch, Kreis Mayen:

Nach langer Zeit muß der alte Gail doch noch einmal einige Zeilen an die Westfahlenhütte richten. Seit Oktober 1955 war ich krank und konnte zu Weihnachten nicht mal für die Weihnachtsgabe danken. Möge nun die Werksleitung noch nachträglich meinen herzlichen Dank entgegennehmen sowie auch für das Maigeld und zum 85. Geburtstag. Es war eine freudige Überraschung, daß die Werksleitung meinen 85. Geburtstag so ehrte... Heute ist alles aufgebaut, so daß man von dem großen deutschen Wunder sprechen muß... Nun stehe ich in hohem Alter und für mich ist es eine große Freude, daß mein Wunsch von damals doch Wirklichkeit geworden ist.



Im Kinderlandshafen

— liegen heut viele Schiffe, und die „Kapitäne“ haben alle Hände voll zu tun, Ordnung in das Gewirr zu bringen. „Halendirektor“ ist der Vater. Er sitzt auf dem Bollwerk und kommandiert. Und die „Kapitäne“ merken es gar nicht, daß sie bei ihrer Arbeit geknippst werden.

Auch freue ich mich stets, wenn ich die Werkzeitschrift erhalte, mit der ich alles noch einmal erleben kann, auch daß das Werk heute wieder so vielen Arbeitern Brot und Beschäftigung gibt. Möge es nun wirtschaftlich so bleiben, so daß das Werk gute Aufträge hereinholen kann. Möge uns auch allen der Friede erhalten bleiben, wir wissen es ja alle: Der Friede ist ein edles Gut auf Erden.

Ein wahres Erlebnis

Es war in den Tagen der Ruhrbesetzung, um 1923. Der Franzose hatte wegen angeblichem Rückstand von Lieferungen einzelne Werke — darunter auch unsere Hütte — besetzt. Eines schönen Morgens, so ge-



Auf der Düne

Ein ganzer Film ist nun heruntergeknippst: auf Badenixen, auf planschende Kinder, auf die vor der Strandburg aufgebaute Familie. Nur ein Bild ist noch frei. Wie wäre es mit einer Strandaufnahme ohne Strandbevölkerung? Hier gibt es nämlich auch noch Natur. Ein wenig kärglich, aber — wider Erwarten — überaus bildwirksam.

gen 5.30 Uhr, die Nachtschicht hatte bald Schichtschluß, hatte ein Spaßmacher aus unserem Betrieb Walzendreherei einen lustigen Einfall. Vom Schrottplatz Martinwerk wurde ein alter Stahlhelm besorgt; seinen Mantel auf links angezogen, einen Besenstiel als Gewehr auf der Schulter, so patrouillierte unser Kollege im Halbdunkel vor dem Eingang der Walzendreherei auf und ab. Die Kollegen der Morgenschicht, auf dem Wege der Schichtablösung, sahen den angeblichen französischen Posten. Sie stutzten und getrauten sich nicht, auf üblichem Wege in die Walzendreherei zu gehen. Sie pirschten sich vielmehr auf Schleichwegen durch das Walzwerk I zur Werkstatt. Hier gab es natürlich ein großes Gelächter. Sogar unser Chef, Herr A., ist auf den Schwindel hereingefallen und benutzte den zweiten Weg „hintenrum“. Zu sagen ist noch: Unser „Posten“ hatte ein steifes Bein und hinkte deshalb stark, und doch sind alle auf seinen Spaß hereingefallen.

Josef Schulte
Walzendreherei

Frau Meta B.:

Selbstverständlich können auch Sie Ruhegehalt beantragen.

Die vielfach verbreitete Annahme, daß das Ruhegehalt nach § 397

des Angestelltenversicherungsgesetzes (AVG) nur den männlichen Angestellten gewährt wird, ist irrig, und somit liegt kein Verstoß gegen den Gleichheitsgrundsatz des GG vor. Nach der wieder einheitlichen Anwendung des § 397 (AVG) können alle Versicherten, also die männlichen und die weiblichen, Ruhegeld aus der Angestelltenversicherung beantragen, wenn sie das 60. Lebensjahr vollendet haben und mindestens ein Jahr ununterbrochen arbeitslos gewesen sind. Der § 397 AVG gilt seit Erlass des Gesetzes zur einheitlichen Anwendung des § 397 AVG (25. 12. 1954) nunmehr im gesamten Bundesgebiet.

Erna F.:

Ich bekomme, besonders bei Porträtaufnahmen, sehr häufig nicht den Bildausschnitt, den ich im Sucher sah, auf das Bild. Woran liegt das?

Haben Sie bei Ihren Aufnahmen auch die sogenannte Parallaxe berücksichtigt? Den Unterschied nämlich in der Blickrichtung von Sucher und Objektiv, der bei Nahaufnahmen immer in Erscheinung tritt? Einige Kameras haben automatischen Parallaxenausgleich, bei anderen muß der Ausgleich am Sucher je nach Entfernung des aufzunehmenden Objektes eingestellt werden, und schließlich bleibt es, besonders bei älteren Modellen, der Geschicklichkeit des Fotografen überlassen, die Parallaxe gebührend zu berücksichtigen. Tritt der Fehler aber auch bei Aufnahmen weiter entfernter Objekte (etwa mit Einstellung unendlich) auf, so dürfte die Justierung des Suchers sich verändert haben, und wir empfehlen Nachkontrolle in einem Fachgeschäft.



Segelmorgen

Der Wind kräuselt das blanke Wasser, und Leben kommt in die Boote, die draußen liegen. Und am Ufer steht einer, der unverwandt dorthin schaut, zu den schlanken Schiffen, den hohen Masten, zu all dem Leuchten und Glänzen. Und er hält mit seinem Foto fest die bildliche Beziehung zu all dem Jungen und Morgenhaften da draußen.

Sind Sie gerne berufstätig, Frau Martens?

Kleine Umfrage bei den Frauen unseres Betriebes

Fünf von sechzehn Berufstätigen in der Bundesrepublik sind Frauen; junge und ältere, verheiratete und unverheiratete, Frauen, die Kinder oder erwerbsunfähige Angehörige zu versorgen haben. Sie alle bilden eine Einheit, indem sie körperlich und seelisch ähnliche Voraussetzungen zur Berufsarbeit mitbringen — im Gegensatz zu ihren männlichen Berufskollegen. Aber sie arbeiten in einer vom Mann vorbestimmten und gestalteten Arbeitswelt — ausgenommen die Frauen, die in den von ihnen geprägten Frauenberufen tätig sind: Krankenschwester, Fürsorgerin, Säuglingsschwester, Kindergärtnerin, hauswirtschaftliche Hilfe. Man versucht zwar, ihnen im Gesetz die gleichen Rechte zu geben wie dem Mann, aber man verpflichtet sie auch zu gleicher Dienstleistung und berücksichtigt kaum oder nur unvollkommen ihre Hauptaufgabe als Frau und Mutter, die volkswirtschaftlich die Grundlage und Existenz aller männlichen Leistung bildet. Ohne Mutter wird nun einmal auch kein Kind geboren und



Stenotypistin Renate Bauer

großgezogen, und ohne Frau, selbst wenn sie berufstätig ist, gibt es kaum Häuslichkeit. Eine geordnete Häuslichkeit ist aber für den Mann eine wesentliche Voraussetzung für eine gute Leistung im Betrieb. Deshalb fordern einsichtsvolle Volkswirtschaftler heute schon nicht mehr weiterhin eine Gleichmachung, sondern die Vollberücksichtigung der Frau im Arbeitsleben des Mannes.

Trotz der heute noch schlechten Bedingungen, die in den meisten Fällen weder der biologischen noch der seelischen Eigenart der Frau gerecht werden, stehen nunmehr etwa 33,1 Prozent aller Frauen in der Bundesrepublik im Arbeitsprozeß. Es sind sehr unterschiedliche Motive, die die Frau weg vom häuslichen Herd in Fabrik, Büro oder ins Studium rein männlicher Berufe drängen. Im Augenblick bietet die auf Hochtouren laufende Wirtschaft Gelegenheit zu dieser „Expansion“. Frauenarbeit ist wieder einmal gefragt, da die männlichen Arbeitskräfte nicht ausreichen. Die Frauen nützen dieses Stellenangebot aus. Warum nehmen sie die Mehrbelastung auf sich? Sind sie gern berufstätig? Warum arbeiten sie? Wir fragen die Frauen in unserem Betrieb.

Renate an der Schreibmaschine

Sie gehört zu dem großen Heer der Stenotypistinnen. Ich glaube, sie kann sich kaum denken, daß vor hundert Jahren ihr Beruf erst für weibliche Angestellte erschlossen werden mußte. Stenotypistin, Sekretärin und Bürohilfe ist heute ein rein weiblicher Beruf. Wenn man sie fragt, warum sie berufstätig ist, lacht sie und findet diese Frage erstaunlich. „Heute muß doch jedes Mädchen etwas gelernt haben. Meine Eltern sorgten für Schul- und Berufsausbildung; nun wird es Zeit, daß ich ihnen nicht mehr auf der Tasche liege. Ich trage jeden Monat etwas zum Haushalt bei, und der Rest geht meist für Kleidung, kulturelle Veranstaltungen, Friseur, und andere Kleinigkeiten drauf. Ob ich gerne berufstätig bin? Mir gefällt es im Büro. Unser Arbeitsraum ist hell und freundlich und durch Blumen und Bilder wohnlicher. Ich habe auch gerne Umgang mit Menschen. Wenn ich die Möglichkeit habe, will ich noch einen Sekretärinnen-Kursus mitmachen, um weiterzukommen, denn für später werde ich mir die Aussteuer zusammensparen müssen.“

Für Renate war es ganz selbstverständlich, berufstätig zu sein. Sie arbeitet gern im Büro und kann sich durch ihren Verdienst privat manche Annehmlichkeit verschaffen. Ihr Beruf ist nicht nach „Schema F“. Sie muß bei der Arbeit denken, und ihre persönliche Eigenart färbt auch auf die Büroatmosphäre ab.

Sie ist „ausgelastet“

Weit mehr noch ist das bei einer Kollegin der Fall, die schon zehn Jahre im Beruf steht und als Privatsekretärin einen verantwortungsvollen Posten hat. In ihrer Hand laufen viele Fäden zusammen. Sie ist gleichzeitig verantwortlich, daß ihr Chef von allen nötigen Geschäftsabläufen unterrichtet ist, sowie dafür, daß ihn nichts Unnötiges belastet. Wenn sie einige Tage fehlt, gibt es keinen Ersatz für sie. Ihre Berufsarbeit füllt sie voll und ganz aus. Es wäre kaum möglich, daß sie daneben noch Haushalt, Mann und Kinder versorgen sollte, es sei denn, sie hat für ihren Haushalt einen vollwertigen Ersatz. Deshalb sucht sich die Frau, die Kinder hat, meist eine andere Arbeit, die sie zeitlich weniger in Anspruch nimmt.

„Kinder kosten Geld“

Frau Müller hat drei Kinder zu Haus, von denen das jüngste erst vier Jahre alt ist. Sie geht für



Frau Margarete Schönichen

fünf Stunden ins Verwaltungsgebäude putzen. „Die Arbeitszeit liegt sehr günstig für mich“, erklärt sie. „Ich komme morgens schon um sechs Uhr und bin um acht Uhr fertig. Nachmittags arbeite ich dann noch einmal drei Stunden. So bin ich für die Kinder nicht allzulange außer Sichtweite. Ich arbeite natürlich, um Geld zu verdienen. Es ist heute alles teuer, und Kinder kosten Geld.“

Frau Schöps, die wir in der Steinfabrik antreffen, verputzt Steine. Sie empfindet es wohltuend, daß die Männer an ihrem Arbeitsplatz im allgemeinen auf weibliche Kolleginnen Rücksicht nehmen. „Schwere Arbeit nehmen sie uns ab, da sorgt schon der Meister dafür, und das ist nicht in jedem Betrieb so.“

„Ich muß arbeiten“

Frau Weber dagegen, die als Botin arbeitet, sieht angegriffen und überlastet aus. Sie ist Kriegerwitwe und hat zwei Kinder zu ernähren. „Ich habe keine Hilfe zu Haus“, meint sie, „und es belastet mich, wenn ich weiß: die Kinder sind allein und sich selbst überlassen, während ich hier arbeite. Eine Halbtagsbeschäftigung mit guter Bezahlung wäre für mich das Richtige, aber da gibt es wenig Stellen, die gut bezahlt werden. Ich bin nur aus dringender Notwendigkeit berufstätig.“

„Selbständigkeit in geldlichen Dingen“

Frau Martens gibt ganz andere Auskunft, als wir sie fragen, wie sie sich als berufstätige Frau fühlt. „Ich habe technische Zeichnerin gelernt. Jetzt sind die Kinder aus dem Gröbsten heraus, und ich kann meinem ehemaligen Beruf wieder nachgehen. Trotzdem frage ich mich manchmal, ob ich es verantworten kann, denn die Familie muß doch manches kleine Opfer dafür bringen. Ich selbst fühle mich seitdem ausgelasteter, als wenn ich nur vor dem Kochtopf stehe. Eine Stundenfrau zu Haus nimmt mir viel Arbeit ab; die übrigbleibende Hausarbeit macht mir jetzt mehr Freude als früher. Vielleicht, weil ich durch meinen Beruf Abwechslung habe. Außerdem

ist es auch sehr wohltuend, etwas Selbständigkeit in geldlichen Dingen zu haben; das sagen alle Frauen, die wieder im Beruf stehen. Vielleicht ist es aber auch die berufliche Anerkennung, die einem Freude macht und die man im Haushalt nicht findet.“

„Beruf ist Lebensaufgabe“

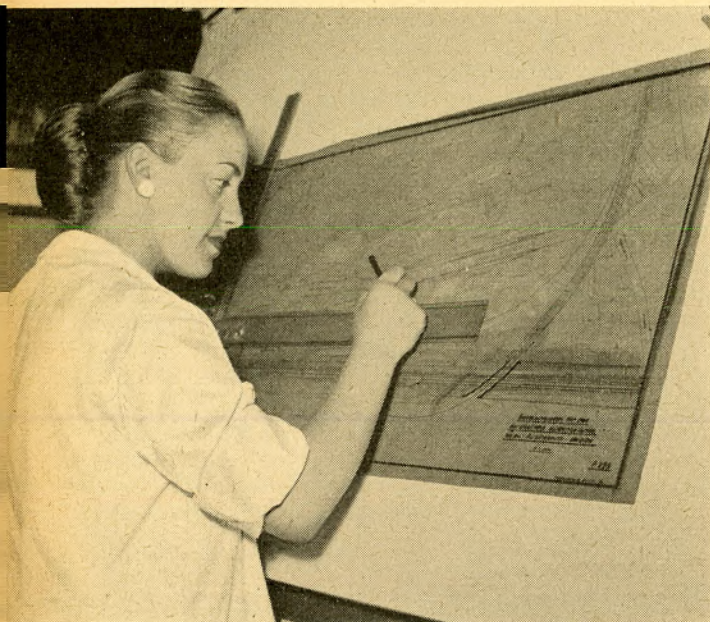
Auch Frau Elfers gibt eine positive Antwort. „Mein Beruf als Betriebsführerin, den ich nach dem Tode meines Mannes wiederaufgenommen habe, ist mir nun zur Lebensaufgabe geworden. Ich habe einen schönen Beruf, weil ich Menschen oft Hilfestellung geben kann. Wir Betriebsführerinnen kommen uns vor wie ein Rangierbahnhof. Oft genügt die richtige Weichenstellung und alle Mißstände sind behoben. Im Gespräch wird vieles geklärt, was dem Betroffenen

Frau Gerda Schöps, Steinfabrik



Kranführerin Frau Margarete Koppmeier





Technische Zeichnerin Frau Ruth Klockenhoff

vorher verbaut und undurchsichtig schien. Wir nehmen in den meisten Fällen dem Ratsuchenden die Schwierigkeiten nicht ab. Unsere Aufgabe ist, Wegweiser für selbständiges Handeln zu sein. Das einzige, was mir in einem Beruf als Fürsorgerin schwerfällt, bleibt das Sich-durchsetzen-Müssen bei den männlichen Arbeitskollegen. Männlicher Schutz wäre auch für uns berufstätige Frauen oft sehr wohl-tuend. Wir könnten dann in unserem eigentlichen Arbeitsgebiet mehr leisten."

Nur des Geldes wegen?

Sieben Frauen erzählten uns von ihrer Arbeit. Es gab verschiedene Auskünfte, und sie werden immer verschieden sein, auch wenn wir noch in anderen Betrieben Ausschau halten. Man sagt oft allzu

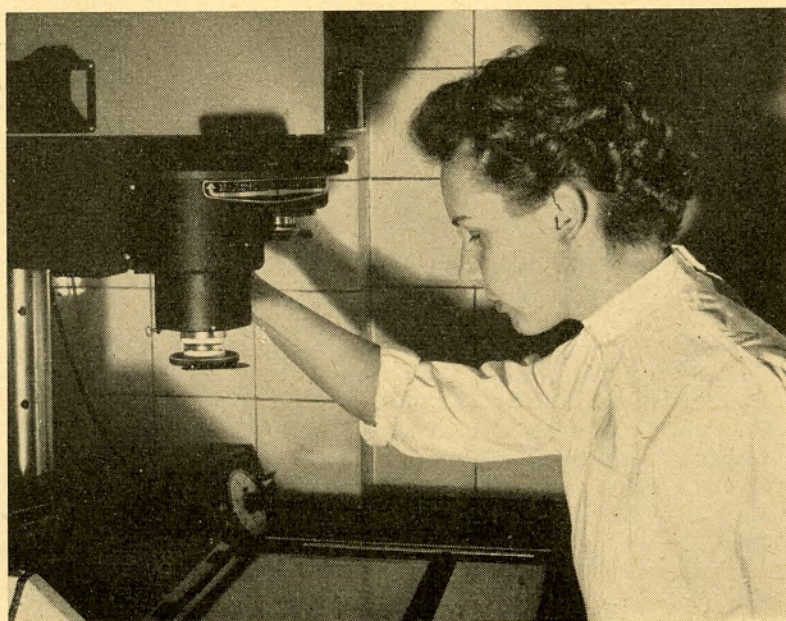
unbekümmert: „Sie tun es nur des Geldes wegen“ und hat dabei einen etwas abschätzigen Tonfall. Sicher tun es viele darum. Einige aus wirklicher Not — andere, um sich wieder Wohnung und Einrichtung zu schaffen, die ihnen im Krieg verloren-gingen. Wieder andere für die fehlende Aussteuer. Auch die Berufsausbildung der Kinder fordert oft eine Mithilfe der Frau. Sicher sind auch Frauen da-bei, die ihre Kinder um ihres Berufes willen vernachlässigen und die sich später dann von dem verdienten Geld einen Fernsehapparat oder anderen Luxus anschaffen. Aber man sollte sie nicht alle über einen Kamm scheren, die um „des Geldes willen“ einen Beruf ergreifen. Bei sehr vielen ist die Notwendigkeit da.

Neben der Frau, die rein aus finanziellem Interesse berufstätig ist, gibt es viele, die an ihrem einmal erlernten Beruf hängen und auch die damit verbundene Selbständigkeit sehr schätzen. Sie dürfen mit-denken und bekommen Anregungen von draußen, die ihnen durch den Ehemann oft nur sehr unvoll-kommen ins Haus getragen werden: Das Glück der Ehe ist erwiesenermaßen in den meisten Fällen bei berufstätigen Frauen nicht in Gefahr, wohl aber die Gesundheit bei arbeitsmäßiger Überlastung.

Das Rad der Entwicklung ist nicht zurückzudrehen

Die Berufstätigkeit der Frau steigt bei anhaltender Konjunktur. Sicher ist es deshalb im eigenen Interesse des Mannes, der Frau einen Arbeitsplatz zu schaffen, der ihrer Eigenart mehr als bisher gerecht wird. Jedes Gesetz und jede Maßnahme im Betrieb, die rechtlich die Frau an die Seite des Mannes stellt, dafür aber alle fraulichen Belange außer acht läßt, ist sicher keine Gleichberechtigung. Daß auch die weibliche Berufstätige eine „Frau“ bleibt, ist für sie ein eigenes Gesetz. Sie weiß selbst, daß sie ihren besten Trumpf verliert, wenn sie dieser Spielregel der Natur zu wenig Beachtung schenkt. Auch die berufstätige Frau wird es daher anerkennen, wenn ihr der Mann schützend und helfend zur Seite steht.

Annemarie Sch.



Fotografin Gisela Steffen

Gleichberechtigung

einmal ganz anders



Lieber Kollege!

Einige Jahre sind es nun schon her, als ich dir zum erstenmal gegenübertrat und du mich mit einem Blick mustertest, der so offen deine Meinung ausdrückte: „Na ja, eine Frau!“ Du zeigtest mir meinen Arbeitsplatz und fühltest dich sehr überlegen. Ich konnte mir deine Gedanken vorstellen, als du mir mit kurzen Worten mein Arbeitsgebiet erklärtest. Ich hatte es gewagt, in dein Reich vorzudringen, nun sollte ich auch die Konsequenzen tragen:

Laß sie nur, sie wird schon bald genug davon bekommen. Welche Idee, ausgerechnet mir eine Frau als Mitarbeiterin zu geben, der ich mich mit dem Müller so gut verstanden habe; er wußte wenigstens noch ein paar neue Witze. Bei der muß ich doch jedes Wort auf die Goldwaage legen. Und überhaupt „Mitarbeiterin“, daß ich nicht läche. Frauen haben doch keine Logik, was soll die mir wohl helfen können, na ja...

Den Seufzer hörte ich, das andere dachte ich mir. War es so verkehrt? Ich machte mir auch meine Gedanken, während ich dir zuhörte. Ich stellte fest, daß du eigentlich gar nicht so unsympathisch warst. Deine Stimme war sehr angenehm, und hübsche blaue Augen hattest du auch. Nur die Krawatte war einfach scheußlich...

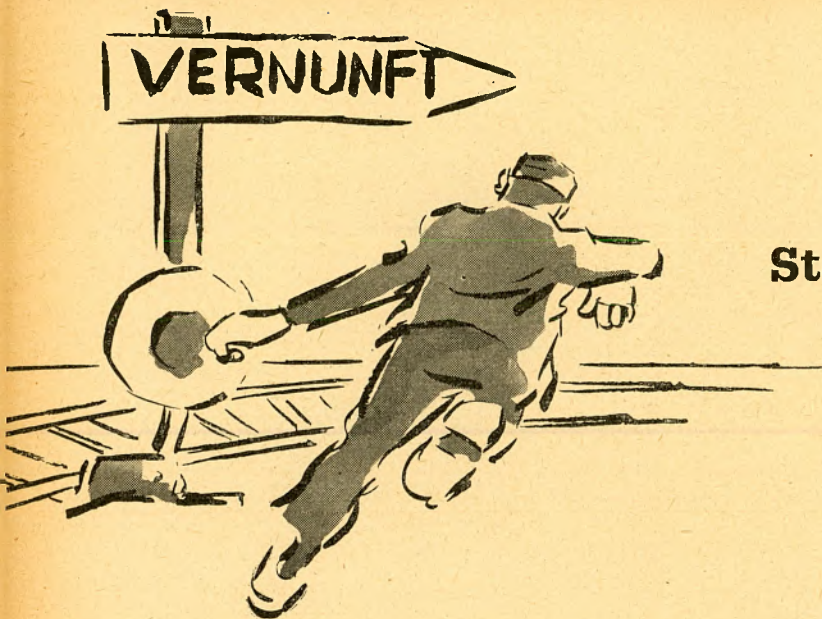
Das waren meine Gedanken. Wie gut, daß du sie nicht ahntest. Ich träumte nicht von Gleichberechtigung und „dem werde ich's zeigen.“ Und als du dir mit trotzigem Gesicht eine Zigarette angezündet hattest, lächelte ich, weil ich wußte, daß es die Opposition war, die aus deinem Gesicht sprach. Dann wurdest du ein bißchen verlegen — und fragtest mich, ob mich der Rauch störe. Als ich dir nach dem Essen eine Tasse von meinem Kaffee gab, machtest du ein

erstauntes Gesicht, auch als du merktest, daß meine Arbeit stimmte.

Hast du dich sehr geärgert? Ich kannte bald deine Einstellung zu Frauen im Berufsleben und hütete mich, davon zu sprechen. Ich kochte dir weiter Kaffee und hob die heruntergefallenen Sachen selbst auf. Ich verließ unter einem Vorwand das Zimmer, wenn Müller kam und seinen neuesten Witz abladen wollte, weil ich wußte, wie gut du mit ihm „zusammengearbeitet“ hattest. Ich lernte deine Arbeit schätzen und auch deine kleinen Fehler. Ich war dir auch nicht böse, als du das „Grünzeug“ vom Fenster nahmst und es in die Ecke stelltest; es steht jetzt schon viele Monate wieder auf seinem alten Platz. Manchmal warst du grob und unhöflich, wenn sich deine so „männliche“ Einstellung zeigte, aber es geschah bald nur noch selten, und ich hatte dann immer ein wenig das Gefühl, daß dort in dir ein kleiner Teufel sein Unwesen trieb, der dich daran erinnerte, ja nicht zu vergessen, daß...

Nun, du hast es inzwischen vergessen, und ich bin dir dankbar dafür. Ist es dir sehr schmerzlich, einzusehen, daß Frauen — nun mal eben Frauen sind, aber deshalb trotzdem ihren „Mann“ stehen können? Ich sehe noch immer dein Gesicht vor mir, als du mir zum Geburtstag gratuliertest und mir für die gute Mitarbeit danktest. Du konntest dich überhaupt nicht mehr erinnern, von wem der Blumenstrauß auf meinen Schreibtisch kam, und ich fand es besser, nicht danach zu forschen — lieber Kollege.

— Lore B. —



Stellt die Weiche richtig!

Die Krankenkasse spricht:

Ein Versicherter holte für sich und seine Familienangehörigen sechs Krankenscheine am Quartalsanfang. Das war keine einmalige Begebenheit, sondern ein Ereignis, das sich von Quartal zu Quartal bei dem gleichen Versicherten wiederholte. Einmal kann es schließlich vorkommen, daß in einer Familie sechs Personen erkranken, wenn es sich aber immer wiederholt, dann kann man es als „die Flucht in die Krankheit“ bezeichnen. Es handelt sich auch nicht etwa um einen einzigen Versicherten, sondern lediglich um einen aus dem Kreis der vielen, die ähnlich verfahren.

Diese Versicherten überlegen wahrscheinlich überhaupt nicht, daß jeder Krankenschein Geld kostet. Nur so ist es erklärlich, daß im Zuge der Sozialreform wieder die Einführung einer Krankenscheingebühr gefordert wird. Es ist nun einmal eine bedauerliche Tatsache, daß alles, was nichts kostet, von den Menschen wenig beachtet wird.

Für die Krankenkasse aber sieht das Bild anders aus. Wir haben im Jahre 1955 für ärztliche und zahnärztliche Behandlung 1 097 042,07 DM in 121 097 Fällen aufgewandt, so daß praktisch jeder Krankenschein 9,08 DM kostet. Im Jahre 1956 werden die Kosten für die Behandlung sich noch erhöhen. Unsere Bitte geht nun an die Versicherten, nur dann einen Krankenschein anzufordern, wenn sie ihn wirklich benötigen!

Wie denkt das Kassenmitglied?

Wäre man nun verantwortungsvolles Kassenmitglied, würden diese Zahlen ungeheuren Eindruck machen. Bestimmt bedeuten sie eine Gefahr.

„Geht mich das persönlich wirklich etwas an? Kümmert mich das? Ich bezahle ja auch hohe Kassenbeiträge“, meint der einzelne. Hier ist kaum ein für beide Teile gangbarer Weg zu finden. Und doch gibt es etwas, woran Kasse und Mitglied gleichzeitig interessiert sind, was sie beide als ihr Ziel anstreben.

Das gleiche Ziel

Hohe Auszahlungen der Kassen für ärztliche Behandlung und Arzneimittel setzen erhöhte Krankheitsziffern voraus. Krankheitsbereitschaft ist der Weg

zum echten Kranksein, und Kranksein bedeutet: sich nicht wohl fühlen, Erschöpfung, Schmerzen haben. Wer möchte wirklich krank sein? Das Ziel für beide — Kasse und Mitglied — ist die Gesundheit.

Walzer Krause hat Magenbeschwerden

Walzer Krause ist kein glücklicher Mensch. Er kommt jeden Abend müde und erschöpft nach Hause. Seine Frau kann das gar nicht verstehen. Er war früher gesund und kräftig. „Ich ärgere mich noch halbtot“, sagt er. An seinem Arbeitsplatz ist nichts Ungewöhnliches zu entdecken. Sein Meister ist eine ehrliche Haut, den alle Leute schätzen, wenn er auch in entsprechenden Fällen bollert und schimpft. Die anderen finden nichts dabei, nur Krause ist empfindlich. Er bezieht alles auf sich und ärgert sich dann. Neuerdings hat er Magenbeschwerden. Nach einem Arztbesuch stellt sich heraus, daß er ein Magengeschwür hat. Nun ist er krank, der Arzt muß ihm helfen. Es ist eine langwierige Geschichte, und er braucht jedes Quartal einen neuen Krankenschein. Zur Sicherheit nimmt er gleich für die ganze Familie Krankenscheine mit, denn — so meint er — „es ist ja weniger anstrengend, zum Arzt zu gehen und eine Tablette zu schlucken, als sich bei Kleinigkeiten auf alte Hausmittel zu besinnen“.



Lohnt es sich, gesund zu werden?

Will Krause nun wirklich wieder gesund werden, oder ist er auf der Flucht von der Arbeitsstätte gerne krank? „Nein, ich will sobald wie möglich wieder arbeiten“, wird er sagen, und er meint es ehrlich damit. Setzt er aber nun auch wirklich alles dran, um gesund zu werden? Lohnt es sich für ihn, gesund zu sein?

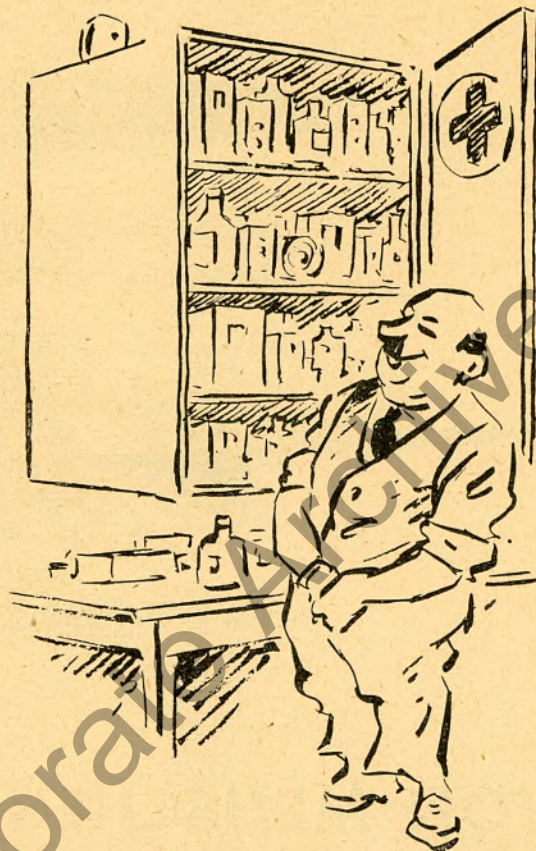
Ja, es lohnt sich. Allerdings nur dann, wenn er sich während der Krankheit über etwas klar geworden ist. Er muß sich erst selbst helfen, um richtig gesund werden zu können. „Stell die Weiche richtig!“ Für Krause war die Ursache seiner Krankheit der unnötige Ärger, und hätte er seine Gesundheit etwas mehr im Auge gehabt, vielleicht wäre er nicht krank geworden.

Der Arzt hat aber noch andere Patienten, die einen guten Weichensteller gebrauchen könnten. Da gibt es Menschen, die nicht genug von der Arbeit kriegen können und schließlich erschöpft sind; andere wieder sind beruflich unterbelastet. Sie sind nicht ausgefüllt und haben zuviel Zeit zum Grübeln; das ist auch ein guter Nährboden für alle möglichen Krankheiten.



Der diplomatische Schnupfen

Wieder andere werden vor besonders schwierigen Entscheidungen unruhig und krank, manchmal ohne sich darüber bewußt zu werden. Ein klassisches Beispiel dafür ist der schon in die Geschichte eingegangene diplomatische Schnupfen des englischen Staatsmannes und Premiers der neunziger Jahre, William Gladstone. Wenn der Premier zu irgendwelchen heiklen politischen Fragen Stellung nehmen sollte und dieser Fragestellung lieber entging, wurde die Rede sehr häufig wegen Gladstones Schnupfen abgesagt. Dieser Schnupfen aber war beileibe nicht erfunden — Gladstone war wirklich erkältet und heiser und hätte in der Tat nicht sprechen können. Es handelte sich wirklich in allen diesen Fällen um



echte Krankheiten, die allerdings erst aus einer seelischen Fehleinstellung entstanden sind.

Lokführer Kunze bezahlt

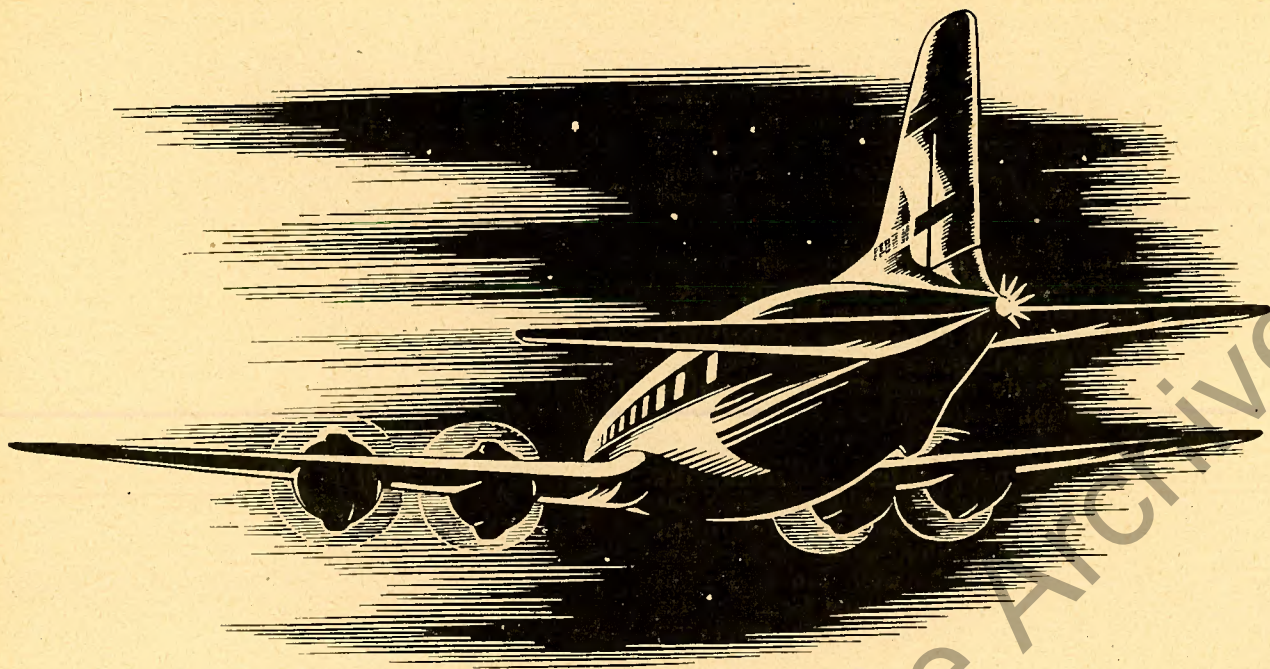
Fehleingestellt ist auch der, dessen Arzneimittelkasten ins Unermeßliche anwächst. Lokführer Kunze hat Zahnschmerzen. Er läßt sich vom Arzt Tabletten verschreiben, nimmt davon zwei und legt danach das Medikamentröhrchen in den Kasten. Dort befinden sich bereits drei oder vier ähnliche Mittel. Kunze ist sonst ein sparsamer Mann, aber hier hat er kein Organ für Sparsamkeit. Nachdenken hilft! Die Kasse bezahlt, die Beiträge steigen, Kunze bezahlt!

Aktiv der Gesundheit leben

Krankheit und Gesundheit liegen an zwei entgegengesetzten Polen. Nicht die Krankheit, sondern die Gesundheit im Auge zu haben, ist die richtige Einstellung. Aktiv der Gesundheit leben! Vollwertige Ernährung, Entspannung, frische Luft und Erholung gehören dazu. Aber auch Aufräumen des Seelenschuttes, Vertreiben von Mißmut, der eine Verneinung von Mut ist, und — Freude haben und Freude geben. Mit dieser Einstellung kommt man ganz allein über viele kleine körperliche Unstimmigkeiten hinweg, ohne daß man sich dabei krank fühlt. Man hat sich erst einmal selbst geholfen. Die Krankenkasse aber spart Zuwendungen für Bagatellfälle und hat nun größere Mittel frei für wirklich ernsthafte Erkrankungen, die dann mit teuersten Medikamenten und Heilverfahren behandelt werden können.

So sieht die Sache schon anders aus. Der Wunsch der Kasse rückt in unsere Reichweite und wird auch für uns selbst von Interesse.

Man wird zu guter Letzt noch verantwortungsvolles Kassenmitglied!



VON MENSCHEN SICHER GELEITET

zieht die schwere Maschine mit donnernden Motoren ihre Bahn durch den nächtlichen Himmel. Tief unten das Meer. Stunde um Stunde verrinnt — bis am Horizont Lichtpunkte auftauchen: New York! Kurze Zeit später landet die DC-6 wohlbehalten auf dem Flugplatz Idlewild. Der Flug über den Atlantik — noch vor 30 Jahren ein tollkühnes Wagnis — gehört heute zu den Selbstverständlichkeiten des Weltluftverkehrs. Immer mehr Reisende vertrauen sich den modernen Maschinen der großen Fluggesellschaften an. Sie verlassen sich auf die einwandfreie Konstruktion der Flugzeuge. Sie wissen aber auch, daß alles Menschenmögliche für ihre Sicherheit getan wird, daß Techniker und Flugpersonal zuverlässig zusammenarbeiten.

Darauf kommt es auch in der Wirtschaft an! Ohne dieses Vertrauen kann kein modernes Industrieunternehmen bestehen. Es genügt nicht, daß die maschinelle Ausrüstung unserer Westfalenhütte weitaus dem neuesten Stand der Technik entspricht, wenn auch immer wieder viel getan werden muß, um mit der immer weiter fortschreitenden Technik Schritt zu halten. Der freie Wettbewerb

um die Gunst des Kunden verlangt, daß jeder an seinem Platz verantwortungsbewußt mitarbeitet. Wirtschaftliches Denken und die Bereitschaft zu guter Zusammenarbeit müssen allen Mitarbeitern in Fleisch und Blut übergehen — dem Ingenieur ebenso wie dem Mann an der Maschine, dem Kaufmann genauso wie der Stenotypistin im Büro. Diese Haltung ist der Schlüssel zum Erfolg.

Betriebliche Maßnahmen zur Rationalisierung und Produktivitätssteigerung werden erst voll wirksam, wenn der schaffende Mensch dahintersteht. Ausschlaggebend ist, daß jeder mitdenkt und sich täglich fragt: Wie erzielen wir

- geringere Kosten
- höhere Qualität
- rationellere Arbeit

Zu allen Zeiten haben sich die Unternehmen am besten durchgesetzt, die sich durch Qualitätsarbeit das Vertrauen ihrer Kunden erhalten konnten. Von dem Vertrauen hängt letztlich unser aller Arbeitsplatz ab.

Zur Produktivitätssteigerung gehört der Mensch!

Human relations

Zuerst die Jugend

Ab 1. Juni wurde in unserer Hütte mit der Bearbeitung eines neuen Sachgebietes begonnen: im Hause Stahlwerkstraße 119 (Pressestelle und Jugendräume) ist ein Büro eingerichtet, das sich mit Fragen unserer jungen Mitarbeiter beschäftigen wird.

Von Jahr zu Jahr wird der Anteil unserer jugendlichen Mitarbeiter größer. Heute beschäftigen wir rund 1500 Jugendliche, d. h. Mitarbeiter unter 21 Jahren. Sicherlich haben wir der Frage der Jugend auch in der Vergangenheit erhebliche Aufmerksamkeit gewidmet — aber sie wurde von Beauftragten der Verwaltung „nebenbei“ behandelt, was nicht gegen die Güte dieser Arbeit und gegen die innere Aufgeschlossenheit der Bearbeiter sprechen soll. Aber der gesteigerte Umfang der anfallenden Arbeit machte jetzt die Einrichtung einer eigenen ständigen Bearbeitungsstelle erforderlich.

Zu den sozialen Angelegenheiten, die der Jugendbetreuung unterliegen, gehören nach dem Beschluß des Vorstandes:

Kulturelle Betreuung der Jugend

in Verbindung mit der Gewerkschaft,
in Verbindung mit dem Jugendring
und mit sonstigen Organisationen.

Schulung der Jugend

in Verbindung mit einem noch zu bestellenden Arbeitskreis,
Unterricht auf gewerkschaftlicher Ebene.

Freizeitgestaltung

Jugendgruppe,
Verwaltung des Inventars der Jugendgruppe.

Urlaub

Durchführung von Jugendlagern für alle Jugendlichen bis zu 18 Jahren.

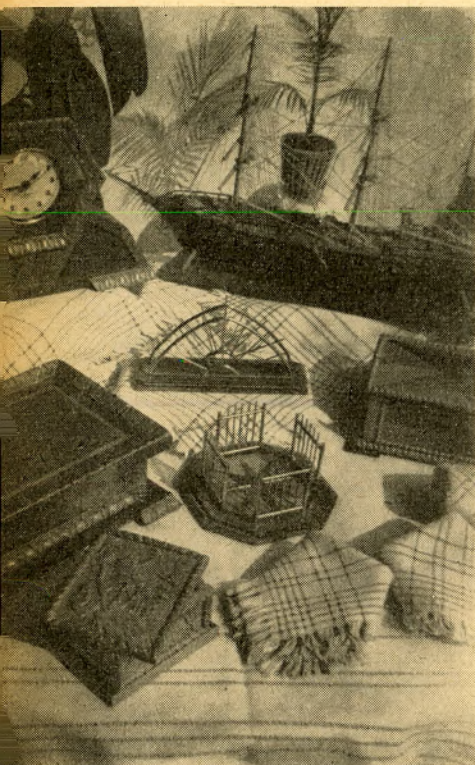
Personelle Angelegenheiten — Einstellung, Entlassung, Ausbildungsgang, fachliche Betreuung, Bezüge jeder Art, wie überhaupt tarifliche Angelegenheiten — fallen nicht unter die Jugendbetreuung. Soweit es sich um soziale Belange handelt, können die Jugendlichen Anträge bei der Dienststelle des Jugendbetreuers stellen.

Mit der Jugendbetreuung wurde vom Vorstand das langjährige Betriebsratsmitglied Willy Fige beauftragt. Der Betriebsrat erklärte sich hiermit einstimmig einverstanden. Fige wurde 1946 mit 22 Jahren der jüngste gewählte Vertrauensmann der Hütte und im gleichen Jahre Mitglied des Betriebsrates, dem er heute noch angehört. Zu seinen Aufgaben gehörte in den vergangenen Jahren die Betreuung der Lehrlinge. Fige ist Absolvent der Sozialakademie.

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen erklärte: Mit der Einrichtung des neuen Sachgebietes geht ein langgehegter Wunsch von mir in Erfüllung. Wir haben das Arbeitsgebiet der „Abteilung Hoischen“ angeschlossen, weil es nicht nur eine Aufgabe der Werkzeitschrift, die zur Abteilung gehört, ist und sein muß, zur Pflege zwischenmenschlicher Beziehungen und zur Schaffung eines gesunden Betriebsklimas beizutragen und sich deshalb in besonderem Maße der Jugend zu widmen, sondern weil Johannes Hoischen lange Jahre in der Jugendbewegung arbeitete und sich mit den Problemen der jungen Generation beschäftigte. Es ist selbstverständlich, daß die Abteilung aufgeschlossen mit allen an der Jugendarbeit interessierten Stellen, Behörden und Organisationen zusammenarbeiten wird, vor allem natürlich auch mit der gewählten Jugendvertretung. Wir vom Vorstand werden den Sorgen und Belangen unserer Jugend stets ein offenes Ohr leihen und der Jugend in ihrer Gesamtheit und jedem einzelnen Jugendlichen jede vertretbare Unterstützung gewähren. Und wir wissen, daß auch der Betriebsrat mit uns einer Meinung ist.

Johannes Hoischen meinte: Sosehr die Jugend auf allen Gebieten gefördert werden soll, sosehr jedem Jugendlichen in allen persönlichen, sachlichen, beruflichen Fragen und Nöten jede nur mögliche reale und moralische Hilfe zugebilligt wird — entscheidend scheint mir zu sein, daß jetzt in unserer Hütte neben der Behandlung sozialer Fragen mit der Pflege der „human relations“, der zwischenmenschlichen Beziehungen, begonnen wird. Die Technisierung schreitet voran. Es beginnt das Zeitalter der Automation. Es besteht die Gefahr, daß das Menschliche gegenüber dem Maschinellen immer mehr zurücktritt. Der Jugendliche, dessen Kindheit in die Kriegszeit und in die chaotische erste Nachkriegszeit fiel, die auch nach der Währungsreform von den häuslichen Sorgen und Mühen um Wohnung und Essen und Kleidung überschattet war, ist der Gefahr an erster Stelle ausgesetzt. Er hat zuwenig Gemeinschaft erlebt; er muß in die Gemeinschaft geführt werden, um in ihr wachsen und gemeinschaftsbildend tätig werden zu können — bei einem ausgeglichenen Eigenleben. Im Menschlichen ist der Ansatzpunkt der Arbeit an der Jugend und für die Jugend. Das werden wir nicht außer acht lassen.

Willy Fige sagte: Ich bin mir bewußt, daß ich eine schwere Aufgabe übernehme. Aber ich glaube, daß es auch eine dankenswerte Aufgabe ist. Erfolg kann die Arbeit nur haben, wenn ein jeder uns mit der Aufgeschlossenheit und mit dem Vertrauen entgegenkommt, die wir jedem als selbstverständliche Voraussetzung zusichern. Natürlich endet die Möglichkeit, uns anzusprechen, nicht mit der Vollendung des 21. Lebensjahres. Wir werden stets für jeden da sein.



UNSERE STECKENPFERDE

Das war ja eine Fülle schöner Dinge, die Helmut Cyrkel, Kaltwalzwerk, uns zeigte. Da sind Holz- und Schmuckkassetten, Serviettenständer aus Messing auf Holzfuß, Flaschenuntersätze, Zigarettenkästen mit Reliefschnitzerei. Da ist das mächtige Segelschiff Gorch Fock „mit allen Schikanen“ und naturgetreu, versteht sich. Da sind — ein Beweis der Vielseitigkeit — sogar selbstgefertigte Tischdecken und Servietten. Und da sind nicht zuletzt elektrische Tischuhren, denn Cyrkel hatte sich ursprünglich den Beruf des Elektromaschinenbauers ausgesucht.

Die Fertigung all dieser Dinge ist sein Steckenpferd. Cyrkel ist heute 29 Jahre alt. Er war also noch ein Junge, als er in englische Kriegsgefangenschaft geriet, in der er über vier Jahre war. Dort im Lager begann er mit seinen Bastelarbeiten und bemüht sich in seiner heutigen Freizeit, sein Steckenpferd zu vollenden. „Es kostet zwar etwas Geld, aber es macht viel Freude, und es ist ein schöner Ausgleich zu der Arbeit im Betrieb“, sagt er uns. Und wir freuen uns über seine Worte ebenso wie über seine guten Arbeiten.

SCHACH-ECKE

Schachpartie Nr. 4

Sizilianisch

Gespielt im Mannschaftskampf der Verbandsliga

Weiß: Seydich (Castrop)

Schwarz: Hein (Schachklub Hoesch 32)

1. e2-e4 c7-c5 2. Sg1-f3 Sb8-c6 3. d2-d4 c5:d4 4. Sf2:d4 Sg8-f6 5. Sb1-c3 a7-a6. Ein bekannter Fehler ist 5. ... g6? Es folgt darauf 6. Sc6 bc6: 7. e5! Sg8 8. Lc4 d5 9. ed6: e.p. ed6: 10. Df3 d5 11. Sd5:d und gewinnt. Schwarz spielt deshalb auch gewöhnlich erst 5. ... d6.

6. g2-g3 Dd8-c7 7. Lf1-g2 e7-e6 8. 0-0 Lf8-e7 9. a2-a3. Stärker war hier der Entwicklungszug Le3.

9. ... 0-0 10. Sc3-e2 d7-d6 11. b2-b4 ... Dadurch wird der c-Bauer schwach. Weiß vernachlässigt weiterhin seine Entwicklung.

11. ... e6-e5 12. Sd4:c6 b7:c6. Auf Dc6: bleibt der Bd6 schwach.

13. Lc1-e3 Lc8-e6 14. Ta1-c1 Le6-c4 15. Tf1-e1 Ta8-d8 16. c2-c3 d6-d5 17. e4:d5 Sf6:d5! Gut gespielt! Die Offenhaltung der Turmlinie ist in diesem Falle wichtiger als die verbundenen Bauern.

18. Lg2:d5 ... Das ist erzwungen; die mangelhafte Entwicklung des Weißen wirkt sich aus. Schwarz drohte den Le3 zu tauschen und die weiße

Bauernstellung weiter zu schwächen. Außerdem ist der Se2 unbeweglich. Nun aber beherrscht Schwarz die große Diagonale mit seinem Läufer.

18. ... Lc4:d5 19. Dd1-c2 Dc7-d7 20. f2-f3 ... Mit diesem Bauernopfer sucht Weiß die tödliche Drohung Dg4! auszuschalten, aber seine Lage bleibt trotzdem verzweifelt. 20. ... Ld5:f3 21. Te1-f1 Dd7-g4 22. Tf1-f2 Lf3-e4 23. Dc2-a2 ... Die Dame wird abgedrängt, so daß die Türme die d-Linie besetzen können. 23. ... Td8-d3 24. Le3-c5 Le7:c5 25. b4-c5 Le4-d5. 26. c3-c4 ... Auch mit diesem Manöver hat Hein seine Absicht erreicht, der Dame die Diagonale a2-f7 zu sperren.

26. ... Ld5:f3 27. Tc1-f1 Tf8-d8 28. Se2-c1 ... Endlich kann der Springer eingreifen, aber der Wurm sitzt bereits im Holz.

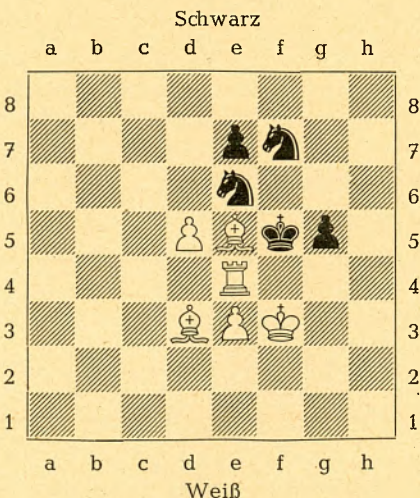
28. ... Td3-d1 29. Da2-b3 e5-e4 30. Db3-e3 Td1:f1+ 31. Tf2-f1 Dg4-h3 32. De3-f2 Dh3-h6 33. Sc1-b3 Td8-d3 34. Tf1-b1 g7-g5. Geschieht mit der Absicht, den Läufer mit dem g-Bauern zu decken, um dann mit dem e-Bauern vorzugehen. 35. Sb3-d4 ... Weiß sucht sich durch eine Mattfalle aus der Schlinge zu ziehen: Sf5 nebst Tb8+, aber Schwarz ist wachsam. 35. ... Dh6-f6 36. Sd4-c2 Df6-c3. Nun kann Weiß die Besetzung der 2. Reihe nicht mehr verhindern. 37. Sc2-b4 Td3-d2 38. Sb4-a2 Dc3-c2 39. Tb1-b8+ ... Das berühmte Racheschach.

39. ... Kg8-g7 40. Sa2-b4 Td2-d1+ und Weiß gab auf. Eine ganz ausgezeichnete Leistung des Dortmunders.

Schachaufgabe Nr. 3

von Fritz Schrieck

(Schachklub Hoesch 32)



Weiß: Kf3, Te4, Ld3, Le5, Bd5, e3 (6 Steine).

Schwarz: Kf5, Se6, Sf7, Be7, g5 (5 Steine).

Matt in zwei Zügen!



LEBENS LAUF EINES DEUTSCHEN

1912

Im Jahre der Kaiserkrönung, 1888, wurde ich als Sohn eines königlich preußischen Lampenputzers geboren. Mein Vater stürmte in der Schlacht von Sedan mit aufgepflanztem Bajonett gegen den Feind voran. In kühnem Handstreich nahm er 30 Franzosen gefangen. Ich selbst diente zwei Jahre im preußisch-königlichen Heer und brachte es zum Putzer eines Majors. Als gelernter Glaser rahme ich mit Vorliebe Kaiserbilder ein.

1919

Ich stamme aus einer Proletarierfamilie. Mein Vater, ein klassenbewußter Lampenputzer, machte aus seiner sozialistischen Gesinnung niemals ein Hehl. Jede Art von Hurrapatriotismus lehnte er ab. In der Schlacht bei Sedan ging er zum Gegner über. Er geriet jedoch in einen Trupp, der selbst überlief. In Verkennung dieses Sachverhaltes wurde zu den Kriegsakten gegeben, daß er 30 Franzosen gefangengenommen habe. Ich selbst wurde zwei Jahre lang zum Wehrdienst gepreßt, sechs Monate davon wurde ich zum Putzer eines schikanösen Majors erniedrigt. Während des Weltkrieges drückte ich mich als Kantinenverwalter herum. Als Glaser habe ich bereits in meiner Lehrlingszeit ein Bild von Karl Marx eingerahmt.

1934

Meine Familie stammt aus einem bodenverbundenen bäuerlichen Geschlecht rein arischer Herkunft. Mein Vater, als Sohn eines Landwirts aufgewachsen, wurde durch die Verarmung des Bauernstandes (einer Folge der Juden-herrschaft) dazu gezwungen, sein Brot als Lampenputzer zu verdienen. 1870 eilte er im Geiste von Potsdam zu den Waffen. Wie aus den Kriegsakten ersichtlich, nahm er 30 Franzosen gefangen. Mit seinem Soldatenblut in den Adern rückte ich zur Ordonanz eines Majors auf, der heute das braune Ehrenkleid eines Hauptsturmführers trägt. Am Weltkrieg nahm ich an vorderster Front teil. Als Kreiswart der Fachschaft Glaserei habe ich die Masseneinrahmung von Hitlerbildern veranlaßt.

1946

Ich stamme aus einer demokratisch eingestellten Familie, die stets jede Form von Gewaltherrschaft und Militarismus abgelehnt hat. Mein Vater leistete bereits mitten in der Schlacht bei Sedan einen Beitrag zur europäischen Völkerverständigung, indem er 30 friedliebende Franzosen dem kriegerischen Geschehen entzog. Ich selbst begnügte mich als Soldat, wenn man mich unsoldatischen Menschen überhaupt als solchen bezeichnen konnte, mit der Rolle eines Putzers, und zwar bei einem Major, der heute als Dolmetscher der Militärregierung tätig ist. Ich lege eine eidesstattliche Erklärung von ihm bei. Sie bestätigt, daß ich mich als Putzer widerspessig gezeigt und später abfällige Äußerungen über die SA getan habe. Im zweiten Weltkriege habe ich die Wehrkraft durch politische Witze zersetzt. Das Einrahmen von Hitlerbildern ordnete ich nur an, um meine wahre Gesinnung zu tarnen. Im Auftrage des Town-Majors habe ich ein Bild des Feldmarschalls Montgomery eingerahmt.

1956

Ich stamme aus einer demokratischen Familie, die voller Verständnis für die heute in Illustrierten abgebildeten Königshäuser aufgewachsen ist. Seit Generationen ist sie einerseits für, andererseits gegen das Tragen von Waffen. Mein Vater, zwar einfacher, aber immerhin königlicher Lampenputzer, hat in der Schlacht bei Sedan zwar mit Gegnern gekämpft, sich aber andererseits mit ihnen verständigt. Ich selbst habe in den beiden Weltkriegen teils an der Front teilgenommen, teils hinter der Front dem Gedanken der europäischen Völkerverständigung gedient. Das Einrahmen von Porträts bestimmter Persönlichkeiten lehne ich ab. Ich fertige nur noch Wechselrahmen an.

Autorität in Gefahr?

Durch Zufall geriet ich im Werk neulich an die falsche Tür, ging in eine fremde Werkstatt und — stand am Rande eines höchst interessanten „Schlachtfeldes“. Ich kenne den Anfang des Streites nicht, der da ausgetragen wurde. Aber sein Verlauf war so, wie es meistens geht: Eine Kleinigkeit fällt vor, eine scharfe Rüge des Vorgesetzten folgt, ein Mitarbeiter fühlt sich zu Unrecht beschuldigt, es gibt Widerworte, der Vorgesetzte sieht an den grinsenden Gesichtern im Hintergrund, daß seine Autorität in Gefahr ist, und gibt kräftig Kontra...

Sie wissen ja: auf das Stichwort „Autorität in Gefahr“ pflegt es im Betrieb — und auch daheim gegenüber den lieben Kinderchen — „Alarmstufe eins“ zu geben. In jener Werkstatt war es jedenfalls so gegangen, und nun rollte ein solider Werkstattkrach ab. Der Meister verteidigte die Bastion seiner Autorität mit allen Kräften. Er packte alles aus, was er gegen seinen Mitarbeiter hatte und was gegen ihn nur irgend vorzubringen war. Jener war aber auch nicht auf den Mund gefallen, fühlte die Mauer der Kollegen hinter sich und lieferte ein Musterbeispiel von Gegenangriff.

Noch nach Wochen war die Atmosphäre in dieser Werkstatt alles andere als angenehm. Zwar war der „Übeltäter“ in eine andere Abteilung versetzt worden — wo es übrigens keine Klagen mehr über ihn gab —, aber trotzdem war bei diesem ebenso unerfreulichen wie unnötigen Zwischenfall irgend etwas zersprungen.

Warum wohl? Nun, einige Gründe liegen auf der Hand:

der Meister hatte aus einer Mücke einen Elefanten gemacht und war wegen einer Kleinigkeit gleich aufgebraust;

der Meister hatte den Mitarbeiter öffentlich vor allen anderen scharf angefahren, obwohl er hätte wissen müssen, daß er damit das Selbstgefühl des Mitarbeiters unnötig verletzt und geradezu zum Widerspruch herausfordert;

der Meister hatte, statt sachlich Kritik zu üben, gleich zu schimpfen angefangen und damit eigentlich seine Stellung schon aufgegeben, denn wer schimpft, wirkt eher komisch als überlegen;

der Meister hatte, als es Widerworte gab, nicht etwa mit einer sachlich kurzen Zurechtweisung geantwortet und damit den Wortwechsel abgebrochen, sondern er hatte sich auf ein Wortgefecht vor den Mitarbeitern eingelassen;

der Meister hatte, als es erst soweit gekommen war, eine Strategie des „Durchhaltens bis zum bitteren



Ende“ eingeschlagen, statt mit einem geschickten Rückzug wenigstens die letzten Brücken menschlicher Verständigung zu retten.

Fünf Fehler, die einem Vorgesetzten eigentlich nicht unterlaufen sollten. Sie haben ihren Ursprung in zwei kleinen menschlichen Schwächen, die aber — wie das Beispiel zeigt — sehr große Wirkungen auslösen können: ich meine die Unüberlegtheit und die Unbeherrschtheit, zwei Schwächen, die zu den größten Feinden guter Menschenführung gehören.

Unser Meister wollte sich mit Gewalt durchsetzen — und das geht nicht. Das geht nicht, obwohl er ja eigentlich, äußerlich gesehen, Sieger geblieben ist: Sein Widersacher wurde in eine andere Abteilung versetzt. Aber er hat diesen „Sieg“ mit der guten menschlichen Atmosphäre in seiner Abteilung bezahlen müssen. Lohnt sich der Preis?

Aber, wird vielleicht mancher fragen, gibt es denn viele andere Möglichkeiten, sich durchzusetzen? Ja, wohl, die gibt es! Es gibt mindestens zwei Möglichkeiten, die es sich einmal anzusehen lohnt:

Da ist erstens der „taktische“ Weg. Den geht der, der sich völlig in der Gewalt hat, der mit einigem seiltänzerischen Geschick alle kritischen — oder wenigstens die kritischsten — Situationen zu vermeiden versteht. Kühl und überlegen stellt er seine Fragen und hat den „Gegner“ bald in einer Lage, in der diesem nur noch Beschämung und Rückzug bleiben. Und dann gibt es den menschlichen Weg. Den geht der, der mit Herz und Verstand und viel Einfühlungsvermögen die Dinge stets unter vier Augen so regelt, daß kein Stachel zurückbleiben kann. Dieser Weg ist vielleicht der schwierigste. Er setzt nämlich wirkliche Menschlichkeit voraus und die Weisheit, auf die vordergründig zur Schau getragene Autorität zu verzichten, um sie desto sicherer im menschlichen Bereich zu erhalten.

Finden Sie nicht auch, daß das der beste Weg ist?

DAS SIND
UNSERE

B ERUFE

Da hat Hans Füsser
in unserem
„Berufskatalog“
geblättert.
Er staunte und
zeichnete:



Schlingenfürer
(Beim Kundenfang)



Probenehmer



Pfannenmann



Wassermann

GASTSTÄTTEN IM ALTEN DORTMUND

DER KAISERSAAL AM HANSAPLATZ Gegenüber dem Neubau Althoff am Hansaplatz nach Süden hin stand bis in die neueste Zeit ein historisches Gebäude: der alte Kaisersaal. Begrenzt von der Wiß- und der Schwarzen Brüderstraße, hat hier im mittelalterlichen Dortmund der Edelfhof derer von Wickedo gestanden. Ein Teil des Hofes, der den Kaisersaal enthielt, war bis in die zwanziger Jahre erhalten. Im Kaisersaal — einem für damalige Zeiten als Prunkgemach geltenden geräumigen Zimmer — beherbergte und bewirtete die Stadt ihre prominenten Gäste, so auch Kaiser Karl IV., als er am 22. November 1377 Dortmund besuchte. Die damals auf der Höhe ihres Glanzes stehende Freie Reichs- und Hansestadt Dortmund ließ es sich bei dem Kaiser etwas kosten. Karl Brümer hat in seiner plattdeutschen Chronik von Dortmund dies sehr humoristisch wie folgt beschrieben:

„Van dā Reinaldikiärke wor hā (dā Kaiser) dūr twāi Büörgermesters in dat Hus van Johann Wickedo op dā Wißströte bracht, un dā Stadt schickde dohen: Braut, Bäier, Wien, Fläisch, Krut und süß noch wat, domet dā Kaiser jau nit verschnachten soll.“ Vor 1600 hatte die adelige Familie v. Wickedo den Hof in Besitz, 1685 folgte Georg v. Gillhausen, 1786 v. Monchau. Dann traten Bürgerliche als Besitzer auf. 1802 kauften Caspar Schaeffer und H. Bömkje, beide entstammten alten Dortmunder Brauer- und Bäckerfamilien, den Besitz. Von diesen beiden ist nichts Besonderes zu melden. Interessanter ist schon



DER „SAURE GOTTFRIED“. Nach 1850 übernahm der Sohn Gottfried Schaeffer — teils durch Erbschaft von seinem Vater, teils durch Kauf von seiner Mutter — den stattlichen Besitz. Im Nebenamt war Gottfried Schaeffer Ratsherr. Aus diesem Grunde wurde er im Volksmund „Vizebürgermeister von Dortmund“ genannt. Am bekanntesten wurde er aber durch den Volksmund, der seiner Wirtschaft den Namen gab: Dā sure Gottfried. Wie das Volk zu dem Namen kam, läßt sich leicht erklären, wenn auch ein Schriftsteller in jüngster Zeit falsch tippte, als er den Ausdruck „sauer“ dem sauertöpfischen Charakter von Schaeffer zuschob. Das war es nicht. Man lebte vor hundert Jahren in Dortmund noch in der Altbierzeit. Jede Wirtschaft hatte ihre Hausbrauerei. Jeder braute nach eigenem Rezept und Geschmack. Von den Dortmunder Altbieren war das Schaeffer'sche am sauersten. Daher der Name „dā sure Gottfried“.

ZUM DRACHEN In der Schwarzen Brüderstraße, an der Ecke der Gasse Karpfenpoth, stand im alten Dortmund der „Drachen“. Breit und behäbig, wie ein fatter Bürgermann, lag das Haus mit geschnitzten Querbalken und hohem Giebelbach. Eine weitausladende Freitreppe führte in das Innere des Hauses. Der obere Balken trug die

Inschrift: „Es wird kein Haus so wohl gemacht, es kommt ein Unflat, dars verlacht.“ Der untere Balken war mit zwei Drachen geschmückt, dazu standen die erklärenden Worte: „Dis Haus steht in Gotes Handt, got beware es für Feuer und Brandt, zum Drachen wird es genandt. Anno 1658“. Diese Jahresangabe gilt nur für das stehende Haus; es hatte einen Vorgänger, der 1393 als Haus „in dem Draken“ benannt wurde. In dem Drachen wurden Brauerei, Wirtschaft und Bäckerei betrieben, im Sommer auch Gartenwirtschaft. Wenn wir heute den Platz des Drachen auf dem Hansaplatz bezeichnen sollen, dann stimmt es, wenn wir das alte, 1910 abgerissene Haus an die Stelle von dem Kaufhaus Althoff auf dem Hansaplatz stellen. Dort, wo der Neubau mit dem alten Haus zusammenstößt, befand sich die Vorderfront. Die Zugangstraße auf den Hansaplatz, die früher zur Warenannahme von Althoff führte und den Eingang für das Personal bildete, ist ein Stück des alten Karpfenpothses. In dem Drachen haben die alten Dortmunder frohe Stunden verbracht bei Alt- und Adambier und Salz Kuchen mit saurer Rolle. Aber auch hitzige Debatten hörten die alten Balken, denn hier tagten die Demokraten. Aus diesem Grunde herrschte auch mit des Drachen Nachbarn, Inhaber des „Sauren Gottfried“, Schaeffer, Feindschaft. Hier tagten nämlich die Bürgerlichen. Wie weit diese Feindschaft ging, dafür einen treffenden Beleg.

DUET ES MIN FÜHRKEN Beim „Bizebürgermeister von Dortmund“, so wurde Schaeffer genannt, war ein kleines Schadenfeuer ausgebrochen. Reggemanns Sohn, Wirt im Drachen, kam mit dem Feurereimer

angerannt und wollte löschen. Da kam dem Jungen der alte Schaeffer entgegen: „Wat wost du?“ schnauzte er den Jungen an. Dieser sagte: „So löschen!“ Schaeffer drauf: „Goh, no Hus un bad Bräudkes. Duet es min Führlen!“ Ja, so waren die alten Dortmunder. Stur und steifnackig.

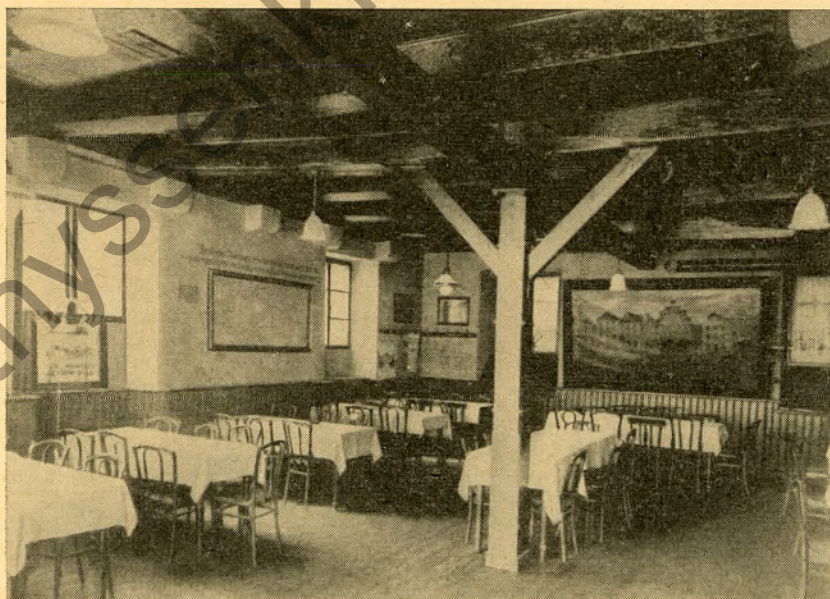


Bild 1: Wirtschaft zum alten Kaisersaal

Bild 2: Restaurant zum Drachen

Bild 3: Der alte Kaisersaal

BERLIN

Aus Trümmern zum neuen Leben

Sehen wir unsere Hauptstadt — Bonn kann trotz unprovisorischer Mammutbauten nur ein provisorisches Bundesstädtle sein — berlinerisch nüchtern:

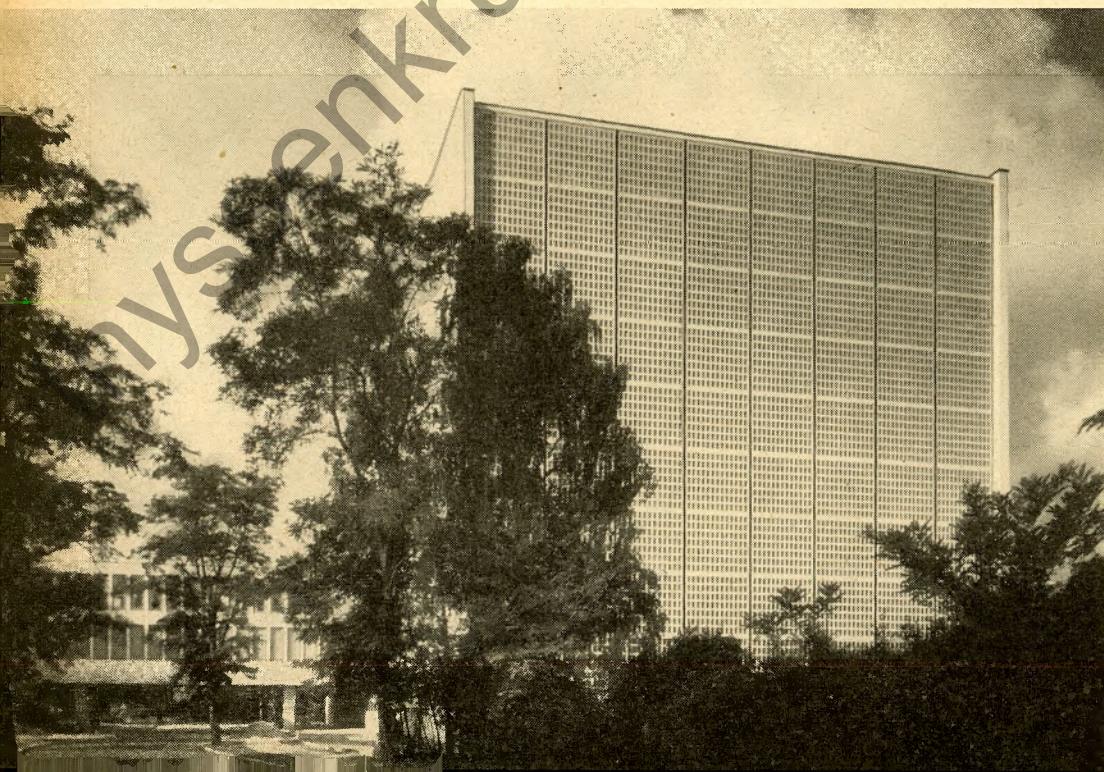
Berlin gehörte niemals zu den Städten, die — auch vor der Zerstörung — durch ihr architektonisches Raumbild den Besucher bezauberten. Es fehlte ihm stets die raumformende Kraft einer Residenz, obschon die Hohenzollern durch mehr als vier Jahrhunderten hier regierten. Obwohl diese Stadt rund 800 Jahre existiert, ist sie im Grunde eine unhistorische Stadt, die niemals Mühe und Stolz darin setzte, ihre Vergangenheit zu konservieren. Aber gerade ihre Traditionslosigkeit hat einen großen Vorzug: sie kann sich nicht selbst überleben — im Gegensatz zu mancher anderen Stadt, die in zu Stein gewordene Historie erstarrt ist. Selbst eine so gründliche Zerstörung seiner räumlichen Existenz, wie die Vernichtung ganzer Stadtviertel durch den zweiten Weltkrieg, konnte dem Charakter Berlins nichts anhaben, weil der markanteste Wesenszug dieser Stadt, ihre ungestüme Dynamik, durch physische Verstümmelung nicht zu treffen ist.

Diese vitale Aktivität hat auch den Wiederaufbau nach Kriegsende ermöglicht, der hier mehr und schwierigere Hindernisse als andernorts zu überwinden hatte. Nicht nur, daß 75 Millionen cbm Trümmerschutt zu beseitigen waren, sondern hinzu kamen noch weitere Faktoren, die glücklicherweise dem Westen erspart geblieben sind: die restlose Demontage der Betriebe, die Kontensperre seitens der Russen, die Abgeschnittenheit vom Hinterland, die Länge der Transportwege nach dem Westen und schließlich die Blockade und Spaltung der Stadt. Erst nach Einbeziehung Westberlins in die amerikanische Europahilfe ab 1950 wurde der Grundstein zu einer großzügigen und beschleunigten Aufbauplanung gelegt.

Leider hat die Aufbauplanung einen Haken: Sie erstreckt sich zwar auf Gesamtberlin, läßt sich aber erklärlicherweise vorerst nur für Westberlin verwirklichen. Der Osten hat seine eigene Planung, die, von einer gänzlich andersgearteten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Struktur ausgehend, auch andere Vorstellungen vom Wiederaufbau hat. Vorerst macht sich diese Zwiespältigkeit noch nicht allzu stark bemerkbar, da dem Osten die nötigen Mittel fehlen, um seine Ideen zu realisieren. Je länger die Spaltung andauert, desto schwieriger wird es werden, eine in sich geschlossene Gesamtlösung zu finden.

Die Trümmerbeseitigung

Von den in Deutschland geschätzten 500 Mill. cbm Trümmern entfallen auf Großberlin allein etwa 75 Mill. cbm, das sind 15 Prozent der gesamten deutschen Trümmermenge. Der Trümmeranteil Westberlins beträgt 45 Mill. cbm. Bis einschließlich 1955 konnten davon 29,5 Mill. cbm abgeräumt werden. Der Besucher, der Ost- und Westberlin durchfährt, wird feststellen, daß in Ostberlin bei der Trümmerbeseitigung größere Fortschritte gemacht wurden. Das liegt daran, daß man dort die Bevölkerung zu sogenannten „freiwilligen Aufbauschichten“ zwang, zum anderen daran, daß der Osten über genügend Hinterland für die Aufnahme des Schutts verfügt. In Westberlin mußte man dieses Problem anders lösen: Man schüttete „Trümmerberge“ auf, deren größter bereits 6 Mill. cbm aufgenommen hat und noch weitere 6 Mill. cbm aufnehmen soll. Er wird dann die höchste Erhebung Berlins sein. Weiter wurden gesprengte Hochbunker zugeschüttet und Sportanlagen erstellt. Aus den Trümmern werden außerdem Baustoffe gewonnen. Bis Ende 1953 konnten 615 Mill. abgeputzte Mauersteine einer weiteren



Freie Universität Berlin
Bibliotheksturm, 1955



Gedächtniskirche bei Nacht

Verwendung zugeführt werden. An Nutzeisen und Schrott wurden rund 190 000 t geborgen. 4 Mill. cbm Ziegelbrocken wurden zu Splitt gebrochen, der entweder beim Bau von Verkehrswegen oder als Grundstoff für die Herstellung von Hohlblocksteinen usw. Verwendung findet. Die Trümmerbeseitigung muß sich daher den Verwendungs- und Aufbereitungsmöglichkeiten anpassen und kann somit nur sukzessiv vor sich gehen.

Der Wohnungsbau

Bei Kriegsende zeigte die Bilanz der baulichen Substanz ein erschreckendes Bild. Von 980 000 Wohnungen in Westberlin waren nur noch 638 000 bewohnbar. Der Totalverlust betrug 342 000 Wohnungen, also mehr als ein Drittel des Gesamtbestandes. Trotz der zum Teil primitiven Mittel gelang es, bis zur Währungsreform 40 000 Wohnungen so weit instand zu setzen, daß sie wieder bewohnbar wurden.

Während in Westdeutschland nach der Währungsreform schlagartig der Wiederaufbau einsetzen konnte, litt Berlin bis 1949 unter der Blockade, die eine Heranschaffung von Baumaschinen und -materialien unmöglich machte. Selbst nach ihrer Aufhebung im Mai 1949 hatte der Hausbesitz noch kein Geld, da bis dahin die Mieten in Ostgeld gezahlt wurden. Das Wohnungsbauvolumen erreichte 1949 nur eine Höhe von knapp 130 Mill. DM.

Große Schwierigkeiten liegen auch heute noch darin, daß man erklärlicherweise den Wohnungsbau in den General-

bebauungsplan einordnen muß. Wohnblocks bis zu sieben Höfen hintereinander entsprechen nicht mehr den heutigen Vorstellungen einer sozialen Wohnhygiene. Die Neuregelung des Grundbesitzes ist daher eine unerläßliche Voraussetzung für den Wiederaufbau. Die Besitzrechte sind aber gerade in Berlin sehr schwierig zu klären, da in dieser Stadt der jüdische und ausländische Grundbesitz seit jeher eine starke Rolle gespielt hat. Die Rechtstitel-Inhaber bzw. ihre Erben sind heute in der ganzen Welt verstreut. So mußte z. B. der Beauftragte des Bauträgers eines Neubaus erst einmal nach Nord- und Südamerika, nach Australien und Israel fahren, um die Rechtslage zu klären und die notwendigen Grundstücke aufzukaufen. Erst als im Jahre 1950 die Marshall-Plan-Hilfe für Berlin einsetzte, zeigte sich ein langsamer Aufstieg, der nach Übernahme des Ersten Wohnungsbaugesetzes zum planmäßigen Wiederaufbau wurde. Diese Entwicklung zeigt auch die Statistik in nachstehenden Zahlen.

	Neugewonnene Wohnungen	Instand gesetzte Wohnungen	Geschützte Wohnungen	Bauaufwandssumme (in Mill. DM)
1949	3 518	11 177	31 223	129
1950	5 252	13 991	32 190	185
1951	5 876	7 416	12 719	192
1952	8 210	5 980	17 907	243
1953	13 033	4 340	21 204	320
1954	18 082	7 455	18 748	395
1955	20 480	5 231	10 678	420
Insg.	74 451	55 590	144 669	1 884

(Amerika-Gedenkbibliothek) Berliner Zentralbibliothek



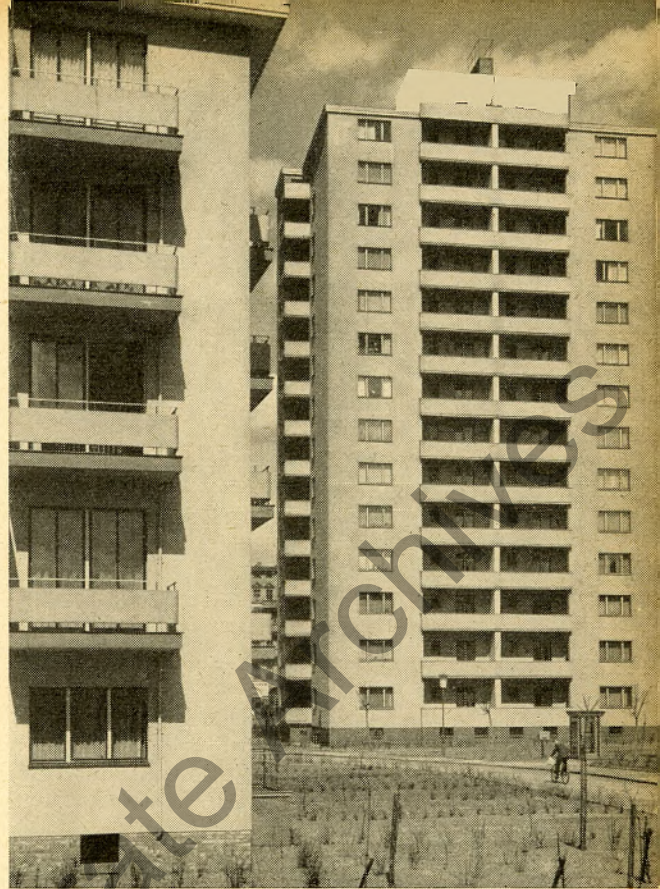
Besteht in Berlin eine Wohnungsnot?

Statistiker des Bundesgebiets behaupten ernsthaft, es sei kein echter Fehlbedarf vorhanden. Ihrer Rechnung nach gibt es in Westberlin 671 000 Familien-Haushaltungen, denen rund 675 000 Normalwohnungen gegenüberstehen, wobei die fast 60 000 Notwohnungen in Kellern, Bunkern, Ruinen und Lauben nicht einbezogen sind. Diesem theoretischen Wohnungsüberschuß steht die Zahl der auf den Wohnungsämtern registrierten Wohnungsuchenden gegenüber:

1952: 110 000	1954: 151 370
1953: 138 000	1955: 168 270

Der Fehler der obigen Statistiker-Rechnung liegt in der Nichtberücksichtigung der Alleinstehenden, die in jeder Großstadt besonders zahlreich sind und in Berlin 350 000 Einzel-Haushaltungen ausmachen (1953). 170 000 dieser Gruppe sind aber schon Inhaber einer eigenen Wohnung und sind von der Zahl der zur Verfügung stehenden Normalwohnungen abzuziehen.

Wird man das zur Zeit erreichte Wohnungsbauvolumen einhalten können (1956 wiederum rund 20 000 Wohnungen geplant), so wird auch in Berlin in einigen Jahren eine fühlbare Entlastung des Wohnungsmarktes eintreten.



*Ernst-Reuter-Siedlung Wedding,
Hochhaus*



Handelskammer - Rückfront mit Börse

Neubauten der öffentlichen Hand und der Wirtschaft

Das Bild einer Stadt wird nicht allein durch den Wohnungsbau bestimmt, sondern nicht zuletzt durch die Bauten der öffentlichen Hand und der Wirtschaft. Auch auf diesem Sektor konnten in den letzten Jahren erfreuliche Fortschritte gemacht werden.

Bei der öffentlichen Hand stehen erfreulicherweise nicht einmal die Verwaltungsgebäude im Vordergrund — hierin ist man bescheiden geblieben —, sondern vielmehr ist hier der Neubau von Versorgungsbetrieben, kulturellen Gebäuden, Kliniken, Schulen, Sport- und Erholungsanlagen, Verkehrseinrichtungen und dergleichen dominierend.



Kraftwerk Ernst Reuter

In der ganzen Welt bekannt geworden ist der Wiederaufbau und Ausbau des Ernst-Reuter-Kraftwerks in Siemensstadt. In Flugzeugen der amerikanischen Luftwaffe wurden die Kesselanlagen und sonstigen Bauteile während der Blockade nach Berlin eingeflogen. Zu den technisch modernsten Bauten seiner Art gehört auch der Neubau des Gaswerkes Mariendorf. Diese Neubauten und die Errichtung neuer Wasserwerke wurden nicht nur allein durch die Kriegsfolgen notwendig, sondern auch durch die im Zuge der Blockade von den Sowjets vorgenommene willkürliche Zerschneidung des Großberliner Versorgungsnetzes.

Durch die Spaltung der Stadt verloren die Westberliner ihre Universität. Freiheitsliebende Studenten und Professoren gründeten daraufhin in Dahlem die „Freie Universität“. 1948 wurde dort in Gebäuden der ehemaligen „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft“ der Lehrbetrieb aufgenommen. Die Gebäude waren an sich für den Lehrbetrieb wenig geeignet und auch die bereitgestellten Haushaltsmittel konnten nur die allergrößten Unzulänglichkeiten beseitigen. Es war daher eine große Freude, als durch eine Stiftung der Ford-Foundation großzügige Neubaupläne in Angriff genommen werden konnten. Zur Zeit studieren rund 6000 Studenten an der Freien Universität, ein Drittel von ihnen kommt aus dem Ostsektor bzw. aus der Sowjetzone.

Auch die Technische Universität in der Hardenbergstraße befindet sich im laufenden Wiederaufbau. Den 2400 Studenten der Vorkriegszeit standen 104 000 qm Nettonutzfläche mit 47 Hörsälen usw. zur Verfügung. Die zur Zeit rund 3600 Studenten müssen sich vorerst mit einer Nettonutzfläche von 72 000 qm und mit 37 Hörsälen begnügen. Augenblicklich wird für die seit früheren Zeiten einen guten Ruf besitzende berg- und hüttenmännische Fakultät ein technisch modernst ausgestatteter Neubau errichtet. Ein neuer Konzertsaal für die Hochschule für Musik, das neue Schillertheater, der in Angriff genommene Wiederaufbau der Städtischen Oper in der Bismarckstraße, die Amerika-Gedenkbibliothek, das im ständigen Ausbau befindliche Ausstellungsgelände am Funkturm und die vielen Schulbauten, für die jährlich im Berliner Etat 20 Mill. DM eingesetzt sind, runden dieses erfreuliche Bild ab.

Aber auch Privatbauten

Aber auch auf dem privatwirtschaftlichen Sektor wird ständig gebaut. Am Zoo ist ein neues Banken- und Versicherungsviertel mit dem Neubau der Industrie- und Handelskammer und der Börse im Mittelpunkt im Entstehen bzw. bereits fertiggestellt. Auf dem industriellen Sektor haben nicht nur die alteingessenen Firmen ihre Anlagen wiederhergestellt und teils beträchtlich durch Neubauten erweitert, sondern auch eine ganze Anzahl bisher in Berlin nicht vertretene Industriezweige haben hier neue Werksanlagen errichtet. Die neben der Elektroindustrie dominierende Konfektion (insbesondere die Damenoberbekleidung) hat neue Häuser gebaut. Auf dem Zoo-Randgelände in der Hardenbergstraße, wo sich früher der Ufa-Palast und die „Traube“ befand, entsteht ihr neues Zentrum. Zwei Hochhäuser und ein 200 m langes, fünfstöckiges Gebäude werden ab Herbst bezugsfertig.

Ausbau des Verkehrsnetzes

Sehr stark war auch das Berliner Verkehrsnetz in Mitleidenschaft gezogen. In den Westsektoren waren von 240 größeren Brücken 84 für den öffentlichen Verkehr nicht mehr benutzbar. Für ihre Wiederherstellung bzw. ihren Neubau wurden bis 1953 etwa 40 Millionen RM bzw. DM

investiert. In den kommenden Jahren werden voraussichtlich noch weitere 30 Mill. DM für die endgültige Wiederherstellung aller zerstörten Brücken bereitgestellt werden müssen. Dazu kommen noch weitere Millionen für die im Zuge der neuen Straßenplanungen notwendigen Brücken.

Der Kriegsschaden am Straßennetz wurde 1945 auf 31,0 Mill. Mark geschätzt. Inzwischen wurden bis 1953 für rund 22 Mill. DM Schäden ausgebessert. Dazu kommen noch die Ausgaben für die Straßenbeleuchtung, die nicht nur wiederhergestellt, sondern zum Teil wesentlich verbessert wurde. In den Jahren 1949 bis 1955 wurde für ihren Wiederaufbau (Gas und Elektrizität) 13 776 000 DM ausgegeben.

Schwer betroffen wurden auch die öffentlichen Verkehrsmittel. Ein Großteil des beweglichen Materials (Straßenbahnwagen, Omnibusse, U-Bahn- und S-Bahn-Züge) und Reparaturmaterial verschwand gen Osten. Das Oberleitungsnetz, Bahnhöfe und die Bahnkörper waren zerstört, die Nord-Südstrecke der S-Bahn stand unter Wasser. Die Teilung der Stadt zerschlug auch das einheitlich aufgebaute Verkehrsnetz. Von den städtischen Verkehrsmitteln ist nur das U-Bahnnetz ungeteilt geblieben. Die S-Bahn untersteht ebenso wie das gesamte Eisenbahnnetz den sowjetischen Militärbehörden und fällt somit für die Benutzung durch westliche Fahrgäste wegen der damit verbundenen politischen Gefährdung teilweise aus.

Im Gegensatz zu Ostberlin konnte in Westberlin das alte Verkehrsnetz nicht nur wiederhergestellt werden, sondern viele neue Linienführungen wurden durch den Einsatz moderner Omnibusse geschaffen.

Besonders stolz ist Westberlin auf den Ausbau seines U-Bahnnetzes. Am 3. Mai dieses Jahres wurde zum ersten Male nach 25 Jahren eine neue, 2,4 km lange Teilstrecke eingeweiht. Es handelt sich um die Verlängerung der Linie C, die über die Seestraße hinaus nach Tegel geführt wird. Die Baukosten dieser unterirdisch geführten Teilstrecke betrugen einschließlich dreier neuer Bahnhöfe rund 34 Millionen DM. Die ganze Strecke bis Tegel soll bis 1958 fertiggestellt sein. Eine weitere völlig neue Linie „G“ befindet sich ebenfalls im Bau. Ihre Streckenführung verläuft vom Bundesplatz (ehemals Kaiserplatz) über den Bahnhof Zoo durch den Tiergarten zum Leopoldplatz in Reinickendorf. Durch diese Linie wird das im Bau befindliche Hansaviertel verkehrstechnisch erschlossen und eine ungefährdete Verbindung zwischen den südlichen und nördlichen Stadtteilen hergestellt.

Ausblick

Jeder Besucher der Stadt wird sich nicht des Eindruckes erwehren können, daß Berlin, die letzte Bastion des Westens hinter dem Eisernen Vorhang, keine tote oder absterbende Stadt ist. Man versucht hier nicht nur, sich mit den augenblicklich noch gegebenen Tatsachen abzufinden und nur zu improvisieren, sondern man plant und baut für die Zukunft. Die „Internationale Bauausstellung 1957“ konnte keinen besseren Platz als Berlin finden. Die hier zu Worte kommenden, international berühmten Architekten, wie z. B. Mies van der Rohe, Niemeyer, Le Corbusier, Baldessari u. a., bauen hier ja nicht nur irgendwelche Gebäude, sondern sie dokumentieren in ihren Bauten zugleich die Lebensideen der westlichen Welt.

Weiter muß leider festgestellt werden, daß vielfach die verantwortlichen Städteplaner Westdeutschlands die Chance verpaßt haben, die ihnen die Zerstörungen bot,



Kurfürstendamm bei Nacht

um die Neuplanung dem zu erwartenden Straßenverkehr anzupassen. Die schon jetzt katastrophalen Verkehrskalamitäten in den westdeutschen Städten empfindet jeder ihrer Bewohner täglich von neuem. Die Berliner Städteplaner mit ihrem befähigten Senator Schwedler an der Spitze haben den Verkehrsanfall der künftigen Hauptstadt Deutschlands in ihren Plänen bereits berücksichtigt. Neue, zweibahnige Verbindungsstraßen wurden angelegt, andere zweibahnig ausgebaut.

Einzigartig in Europa wird der innere, kreuzungsfreie Autoschnellstraßenring sein, der im großen und ganzen dem S-Bahnring folgen und 42,5 km lang sein wird. Dieser Ring, mit dessen Bauarbeiten im April dieses Jahres begonnen wurde, nimmt an der Avusausfahrt beim Funkturm seinen Ausgang. Die erste Teilstrecke führt nach Süden und wird den südlichen Kurfürstendamm und den Hohenzollerndamm unterfahren. Rund 26 km dieses Ringes liegen in Westberlin. Ob sich die Ostberliner Verwaltung diesem Projekt anschließen wird, ist noch nicht geklärt. Die Wiedervereinigung dürfte diese Frage von selbst lösen. Dieser innere Schnellstraßenring soll noch durch vier Tangentenstrecken mit 56,0 km und durch 91,5 km Autobahnzubringer und Anschlußstutzen ergänzt werden.

Es sind natürlich noch weitere Wiederaufbau- und Ausbaupläne vorhanden. Erfahrungsgemäß bleiben aber Baupläne oft nur Reißbretterzeugnisse, deshalb haben wir uns darauf beschränkt, nur über bereits erstellte oder im Bau befindliche Objekte zu berichten. Die sich ergebende Bilanz ist in Anbetracht aller Schwierigkeiten, mit denen Berlin zu kämpfen hat, nicht unerfreulich.

Gedenkstein auf der Autobahn bei Nikolassee





Olympia-Stadion

Wiedersehen mit einer alten Liebe

Lieber Bernd!

Du weißt, daß ich nur alle Jubeljahre mal einen Brief schreibe, und daß ich auch das nur dann tue, wenn etwas Besonderes vorliegt. Aber dann — wie auch diesmal — tue ich es gründlich. Es war tatsächlich etwas Besonderes. Ich habe nach dreizehn Jahren meine große alte Liebe wiedergesehen: Berlin.

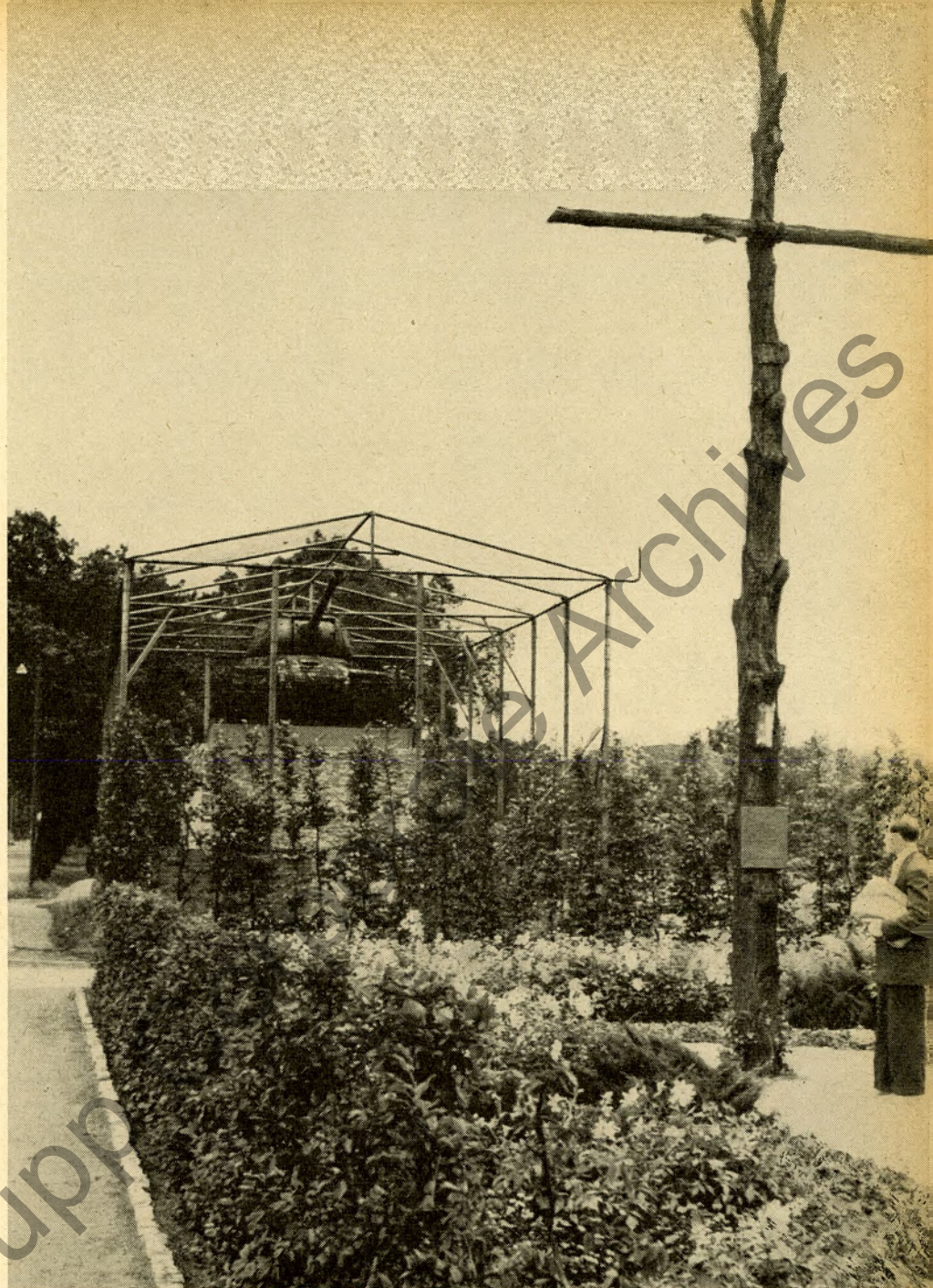
Ich habe immer meine Heimatstadt geliebt, aber immer, seit ich denken kann, habe ich eine große Sehnsucht nach Berlin gehabt. Schon damals, als ich als Junge das erste Mal dort war, später, als ein Mädelsname mich immer wieder dorthin zog, und auch in jener Zeit, als wir beide unvergeßliche Stunden im Kreise unserer Freunde und Kameraden in Berlin verlebten. Jetzt war ich wieder auf Besuch da.

Ich kam mit einer der 40 Maschinen, die dort täglich anfliegen, war einer der etwa 800 Fahrgäste des Tages. Es war mir wie ein tiefes Luftholen, als ich Berliner Boden auf dem Flugplatz Tempelhof betrat. Und dann hockte ich in einem der Berliner zweistöckigen Busse oben auf meinem Stammplatz von früher und ließ mich durch

das fahren, was einmal Berlin war. Ich habe mit den Freunden, die mich abgeholt hatten, kaum gesprochen in jener ersten halben Stunde. Ich habe nur geschaut. Bekannte Ecken, bekannte Straßen, Erinnerungen, Trümmer und Wiederaufgebautes.

Am selben Nachmittag noch bin ich für mich alleine losgegangen — Wiedersehen feiern. Es war ein langer Streifzug, und es war spät nachts, als ich wieder zurückkam: ein wenig erschüttert, ein wenig ernüchtert, ein wenig froh. Ich wußte ja — theoretisch wenigstens — wie es in Berlin aussah. Wußte, daß Berlin noch nicht wieder aufgebaut war, wie viele Städte hier drüben, wußte auch, daß es Berlin sehr stark mitgenommen hatte. Aber weißt Du, ich habe Berlin dreizehn Jahre nicht gesehen. Und wenn man dann am Potsdamer Platz steht — zum ersten Mal seit dreizehn Jahren! — wenn man am Geländer lehnt, das die Bordsteinkante nach dem sowjetischen Sektor hin begrenzt, wenn man dann 'rüberschaut, an dem, was das Kaufhaus Wertheim war, vorbei über eine endlos weite Fläche, wo früher die Reichskanzlei stand, irgendwo ins Uferlose, dann wird einem doch ganz anders dabei.

Autobahn Nikolassee,
Sowjetpanzer im „Schutz“gitter, davor
Kreuz für die Opfer des 17. Juni



Ich kann Dir das nicht im einzelnen schildern. Nur die eine oder andere Station in dieser Stadt bei diesem Wiedersehen. Ein paar Stationen zwischen Trümmern und Leben.

Den Potsdamer Platz nannte ich schon. Aber dieser Potsdamer Platz brachte noch weitere Begegnungen. Das war einmal der Potsdamer Bahnhof. Bernd, hast Du einmal — in den letzten Jahren, meine ich — einen toten Bahnhof gesehen? Hast Du gespürt, wie erdrückend tot ein solches Gelände wirken kann, das eigentlich vom Betriebsamen lebt? Ich stand davor und starrte und mußte mich schütteln nachher. Die zweite war der Blick auf das Kolumbushaus. Die erste Begegnung mit dem Sowjetsektor. Die Ruine jenes Hauses, an dem einmal monatelang die großen Spruchbänder von den „faschistischen

Provokateuren aus Westberlin“ und so weiter hingen. Erinnerung an den 17. Juni.

Ich stand am Landwehrkanal später, sah über weite Bezirke, die noch Trümmer waren — aber der Kanal lag da wie früher: still und ruhig und ein bißchen vorgestrig. Oder unter den Linden am Brandenburger Tor. Jene rote Fahne vor Augen, von der Du ja weißt, daß sie inzwischen einige Male „abhanden gekommen“ ist und ersetzt werden mußte. Ein paar Meter weiter das große russische Ehrenmal mit den sowjetischen Posten dabei. Die Sowjets und ihre Parteigänger betrachten Westberlin als einen Pfahl im Fleisch der östlichen „Volksdemokratie“. Der Westberliner hätte Grund, dieses Ehrenmal, das im britischen Sektor steht, als Pfahl im Fleisch des Westens zu betrachten. Aber der Unterschied ist erheblich. Während

die rote Seite doch manches tat, um den „Störenfried Westberlin“ loszuwerden — der Westberliner geht am russischen Ehrenmal vorbei und kümmert sich nicht weiter darum. Er findet das nicht besonders aufregend.

Übrigens, Bernd, erinnerst Du Dich an jene Bilder aus der Berliner Blockadezeit, die den Tiergarten zeigten, so wie er damals war — Kartoffelacker? Der Tiergarten „steht“ wieder. Zwar ein bißchen seltsam und sehr, sehr ungewohnt mit seinen jungen Bäumen und Sträuchern, aber er ist wieder da, er grünt wieder, er ist wieder Berliner Lunge geworden: sorgfältig angelegte Wege und entschlammtes Wasser. Es gibt wieder einen Tiergarten in Berlin.

Und ein Stück weiter ist noch etwas, was noch da ist: Die Siegessäule. Sie steht trotz allem!

Als ich den Kurfürstendamm entlangbummelte, war es glücklicherweise dunkel geworden. So hatte ich eine größere Illusion, als ich abends den Kudamm entlangging, als ich im Lichtermeer der Schaufenster und der Gaststätten an den alten weltstädtischen Kaffees vorbei-

zugehen meinte, wo die Menschen wie früher auf den Bürgersteigen an den kleinen Tischchen hocken. Sicher, auch hier ist viel aufgebaut. Aber es sind doch weite Strecken, wo noch „Parterrebauten“ stehen, so wie wir sie im Westen in den ersten Jahren um die Währungsreform herum ja auch hatten. Und es gibt andere große Häuser, zum Beispiel jenes an der Ecke der Leibnizstraße, in dem wir einmal gemeinsam gewohnt haben, das in den obersten Stockwerken noch zerstört ist. Zerstört — jetzt — 1956 — elf Jahre nach dem Krieg — auf der Hauptstraße einer Weltstadt!

Ich habe mir noch manches angeschaut an jenem ersten Tag und den folgenden darauf. Ich war in Steglitz draußen und habe die Schloßstraße gesehen, die heute dem Kudamm ernsthaft Konkurrenz zu machen droht. Ich war am „Kaufhaus des Westens“, dem alten KadeWe, das neu und prächtiger wiederaufgebaut ist, und ging ein paar Schritte weiter und sah wieder weite Trümmfelder vor mir. Ich war auf dem „Monte Clamotto“ in Schöneberg, auf jenem Schutthügel, der inzwischen munter bepflanzt ist und zur Zeit den höchsten „Berg“ Berlins

Jagdschloß Grunewald



darstellt. Ich war auch in Nikolassee draußen und sah jenen mehr ärmlich als drohend wirkenden russischen Panzer, der in einem Vogelkäfig steht. In einem Vogelkäfig deshalb, weil der Westen ein starkes Gitter um dieses Kulturbarenendenkmal gebaut hat als Schutz. Übrigens — unmittelbar vor dem Käfig steht ein großes, starkes Holzkreuz und daran hängt ein geschnitztes Schild, das an die Männer vom 17. Juni 1953 erinnert.

Das Kreuz ist stärker als der Panzer.

Ich habe tagelang bei allen geschäftlichen Gängen, bei allen privaten Bummeln Berliner Luft gerochen, und dabei ist etwas ganz Eigenartiges passiert. Weißt Du, Bernd, wenn man eine geliebte Frau nach Jahren zum ersten Mal wiedersieht, dann wird man neben dem vielen Bekannten an ihr viel Fremdes merken. Älter geworden, zerfurchter, neue Züge. Das mag beunruhigen, und das mag sogar erschüttern. Und dann kommt man sich näher, dann ist man zusammen, und dann — ja, Bernd, dann hatte sie mich wieder. Sie — die alte, große Stadt Berlin. Es war ein altes und ein neues Berlin zugleich. Es war nicht mehr jenes kaiserliche Berlin, von dem unser Onkel Friedrich früher so schwärmte, und in dem auf der anderen Seite die Plüschkultur des Bürgertums ihre Orgien feierte. Es war auch nicht das Berlin der Käthe Kollwitz, und es war auch nicht das hektische Berlin aus dem Anfang der zwanziger Jahre mit seinem ungestillten Lebensdurst und seinen lebemännischen Eskapaden. Es war auch nicht das rote Berlin oder das braune Berlin der Reichshauptstadt, aber es war nach wie vor — Berlin.

Der Berliner selbst hat über alle Wandlungen des Äußeren eine ganze Menge Bekanntes behalten. Er ist vielleicht noch ein wenig sachlicher und nüchterner geworden, und sein dickes Fell hat er ja gut brauchen können in den letzten Jahren. Aber er hat nicht den „Kesselkomplex“, den wir Westdeutschen ihm manchmal angedichtet haben. Von „Mausefallenstimmung“ habe ich nichts merken können. Als ich das Thema einmal anschnitt, meinte mein Wirt: „Wissen Se, wat heeßt hier Mausefalle! Wenn die drüben mal durchdrehn, dann hamn se bis zu meiner Bude ooch nich viel näher als bis nach Göttingen oder sonstwo im joldenen Westen. Wenn Mausefalle — dann seid ihr genau so drin!“

Deshalb wird auch von Politik nur am Rande gesprochen. Nicht mehr und nicht weniger als hier bei uns auch. Man kommt sich auch gar nicht so sehr als Vorposten vor, wie das von den Offiziellen natürlich immer wieder rausgestrichen wird. Bei dem Berliner lebt kein „Mythos des Ausharrens“ oder etwas Ähnliches. Man will am Leben bleiben. Das ist nicht anders als anderswo auch.

Natürlich hört man manchmal ein bitteres Wort über den Westen (und nicht ganz ohne Grund). Nach dem 17. Juni hatte mein Wirt keinen einzigen Gast aus dem Westen. „Angst jehabt“, meinte er. Und man hat auch so einiges gegen die blindmachende Satttheit mancher Wirtschaftswunderkinder. Aber genauso offen erkennt man an, daß wir Deutschen in der Bundesrepublik auch so einiges für Berlin tun, und man sagt dann auch, ohne weitere Resentiments zu haben, „Danke schön!“

Der Berliner lebt sein Leben trotz mancher doch recht starker Handikaps. Berlin ist abgeschnitten — ringsum. Nicht nur, daß der Berliner — und das spürt jeder einzelne — keine weiten Ausflugsmöglichkeiten mehr hat. Auch die Berliner Wirtschaft hat ja kaum Ellbogenfreiheit. Darüber brauche ich nicht zu schreiben, das liest man ja in jeder Zeitung alle Augenblicke. Auch die Verkehrsbehinderung zwischen den Sektoren macht natürlich viel zu schaffen. Die zwei Währungen mit allem, was da an Komplikationen drinliegt, tun ein übriges dazu.

Ich war übrigens auch in einem der Flüchtlingslager. Es war eines für Jugendliche, und es war eine Mischung, die verdammt mitnehmen konnte, eine Mischung zwischen echter Verfolgung, zwischen Abenteuerlust, Spitzeltum und Verwahrlosung, eine Mischung, in deren Atmosphäre eine sehr sorgfältige und sehr mühevollen Arbeit geleistet werden muß.

Übrigens, eines noch, was irgendwie für mich, den Gast, das heutige Berlin charakterisiert: die Trödeläden (offiziell heißt es „Gebrauchtwarenhandel“). Ich bin durch einige dieser Geschäfte gepilgert und habe auch einiges mitgenommen von dort. Es sind Stätten des Ausverkaufs der bürgerlichen Kultur. Vom Gebrauchsporzellan bis zum Türkensäbel, von Schuhen bis zum Kleiderschrank, von alten Sekretären bis zu Nippfiguren, von Regenmänteln über Fotoapparate bis zu Champagnergläsern; es gibt dort alles. Manches Zeichen ehemaliger bürgerlicher Wohlhabenheit ist hier für Groschen zu haben und mag aus echter Not hierher gewandert sein... Und in irgendeinem Hinterhof mimt ein alter Mann mit zittriger Stimme den Straßensänger.

Bernd, Du kannst Dir denken, daß ich auch das andere Berlin eingehend studiert habe. Ich habe beim dicken Heinrich einen Schaschlik für 'ne Mark gegessen und 'ne Berliner Molle für „fuffzich Fennnje“ dazu getrunken. Ich war bei den „Stachelschweinen“ und bei Neuß im Kabarett. Ich habe im Kolbe-Museum vor Stein gewordener Schönheit stehen dürfen und war im Theater. Ich war natürlich in der „Badewanne“ und habe einmal auch im Riz asiatische Feinschmeckereien gekostet. Auch dieser Teil Berlin lebt ursprünglich und stark.

Ich habe Wiedersehen gefeiert mit Berlin. Ich bin sehr froh darum, Bernd, daß ich mal wieder dort sein durfte. Ich glaub', Du bist mir nicht böse darum, daß ich Dir brieflich ein wenig davon vorgeschwärmt habe. Ein Glück, daß diesen Brief kein Urberliner liest. Er würde ihn wahrscheinlich für viel zu „uffjedonnert“ halten, denn er selbst, er ist ja oft so gottvoll nüchtern. Aber ich kann nach diesem Wiedersehen unsere alte Tante Melanie noch besser verstehen als früher. Ich hab' mal eine Szene zwischen ihr und ihrem Mann miterlebt, die damit endete, daß sie kräftig sagte: „Entweder, du erlaubst mir, daß ich jeden Tag Mokka trinke, oder du läßt mich mal wieder nach Berlin fahren.“ Und dann setzte sie leise hinzu: „Wobei das letztere mindestens genauso anregt, aber wahrscheinlich teurer kommt...“

Laß Dich grüßen, Bernd!

Dein Heino

Der Hüttenkieker

Nee, was alles so passiert!
Gut, wenn man es aufnotiert!

Hüttenkieker freut es mächtig,
daß die hohe Redaktion
ihn in diesem Heft bedächtig
führt durch Düömps Tradition
vielgerühmter Zecherstätten.
Und dem alten Adam lacht
's Herz im Leib; wünscht, daß wir hätten
manches noch von einstiger Pracht!
Zwar an Kneipen fehlt's mitnichten.
Keine Ecke ist mehr frei.
(Was — so ließ ich mir berichten —
Dortmunds „Wirtschaftswunder“ sei!)
Aber alle neue Tresen
sind ein schwacher Abklatsch nur
von dem, was dereinst gewesen.
Hoch Hektoliteratur!

Alte Schänken, die uns lieb,
sind dahin. Der Durst, der blieb!

Jedes Ding hat halt zwei Seiten!
Also auch die Neuerung,
die man preist und lobt zu Zeiten
als die „Gleichberechtigung“.
Dieses Thema, das grundsätzlich
vorn im Heft behandelt wird,
hat mich ungemein ergötzlich
amüsiert und inspiriert.
Gleichberechtigung? — Meine Güte!
Frauen verstehn darunter bloß,
daß wir Männer die Lohntüte
kippen in den Schürzenschoß!
Doch wer möcht's zu träumen wagen,
daß wir Männer einst genau
so viel hätten auch zu sagen
wie die „unterdrückte“ Frau?

Frage ist und bleibt: Wer möcht'
eigentlich hier gleiches Recht?

Wißt ihr, Freunde, was von allen
Neuerungen letzter Zeit
mir am besten hat gefallen
und am meisten mich gefreut?
Daß die Hütte die Pensionen
ganz beträchtlich hat erhöht,
(wie's mit allen Reaktionen
in unseren Briefen steht).

Von der Tat, die jetzt gediehen
ist aus dem Gemeinschaftssinn,
rund 2000 Rentner ziehen
freudig klingenden Gewinn!
Wer wird's nicht den Alten gönnen,
daß sie ihren alten Tag
etwas leichter leben können,
als manch anderer es vermag!

Hütte sorgt für jedermann
jederzeit, so gut sie kann!

Wo die Alten nicht vergessen,
pflegt man zielbewußt-bestimmt
auch der Jugend Interessen,
was nicht weiter wunder nimmt!
Ergo tat Westfalenhütte
als das erste Werk im Land
erste zielbewußte Schritte
in ein Neuland unbekannt.
Schuf ohn' Vorbild und Vergleiche,
was noch keine Firma hat
in dem „menschlichen Bereiche“:
Jugendsekretariat!
Alles, was speziell die Jungen
unter uns im Werk berührt,
wird hier frei und ungezwungen
disponiert und durchgeführt.

Wieder ist die Hütte hier
für die andren Pionier!

Wem KP-„Westfalenwalze“
kürzlich vor die Augen kam,
konstatiert: Ach nee, wie schnallt se
ihren Riemen eng und stramm!
Nichts mehr von den großen Tönen!
Nichts von Spaltungspolitik!
Neuer Kurs steht auf „Versöhnen“
und auf bitterer Selbstkritik!
Ach, wie schön wär's, könnt man glauben,
was sich da als Einsicht preist!
Aber: hängen hoch die Trauben,
nennt der Fuchs sie „sauer“ dreist!
Also kriegt die Selbstanklage
gleich ein anderes Gesicht.
Und dem frommen Zungenschlage
glaubt man auf der Hütte nicht!

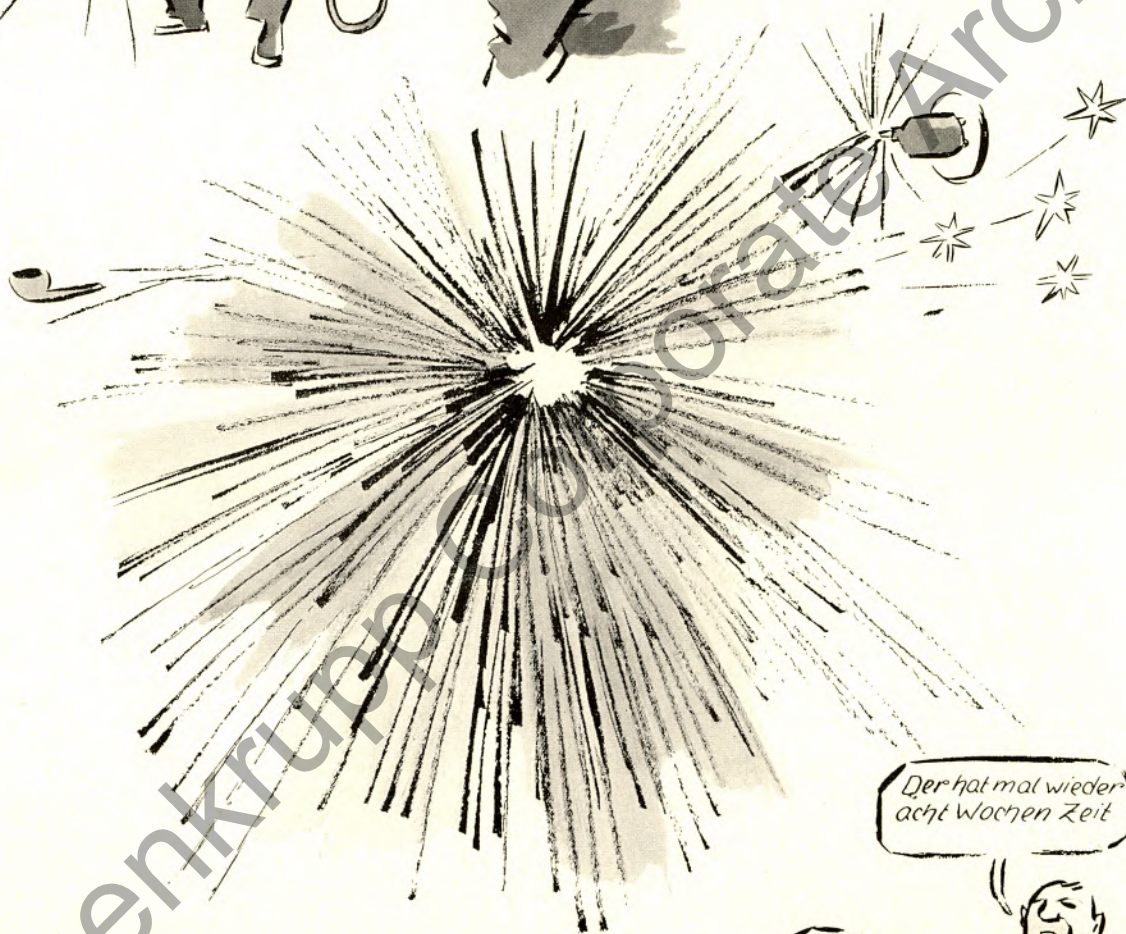
Dies wär's wieder 'mal für heut!
Nächstens mehr! — Adschüß, ihr Leut!

Quatschkopp

Gib acht das gibt'n
Kurzen das Kabel
ist schadhaft

LAPPES

AUS'M MARTINWERK



Der hat mal wieder
acht Wochen Zeit

Halt dein Werkzeug gut im "Schuß"
Wenn du was beleuchten mußt,
Wenn du verlierst dein Augenlicht,
Verfährst du deine letzte Schicht

Er denkt, der macht mal wieder Spaß,
So schnell beißt keiner in das Gras,
Schlägt alle Lehren in den Wind,
Ist nun auf einem Auge blind



H. K. 1904



der Kunde ist kritisch..

**SEIN GELD-
DEIN LOHN**